Julian Wangler

STAR TREK

VOYAGER

Almost Morning

Julian Wangler

STAR TREK VOYAGER

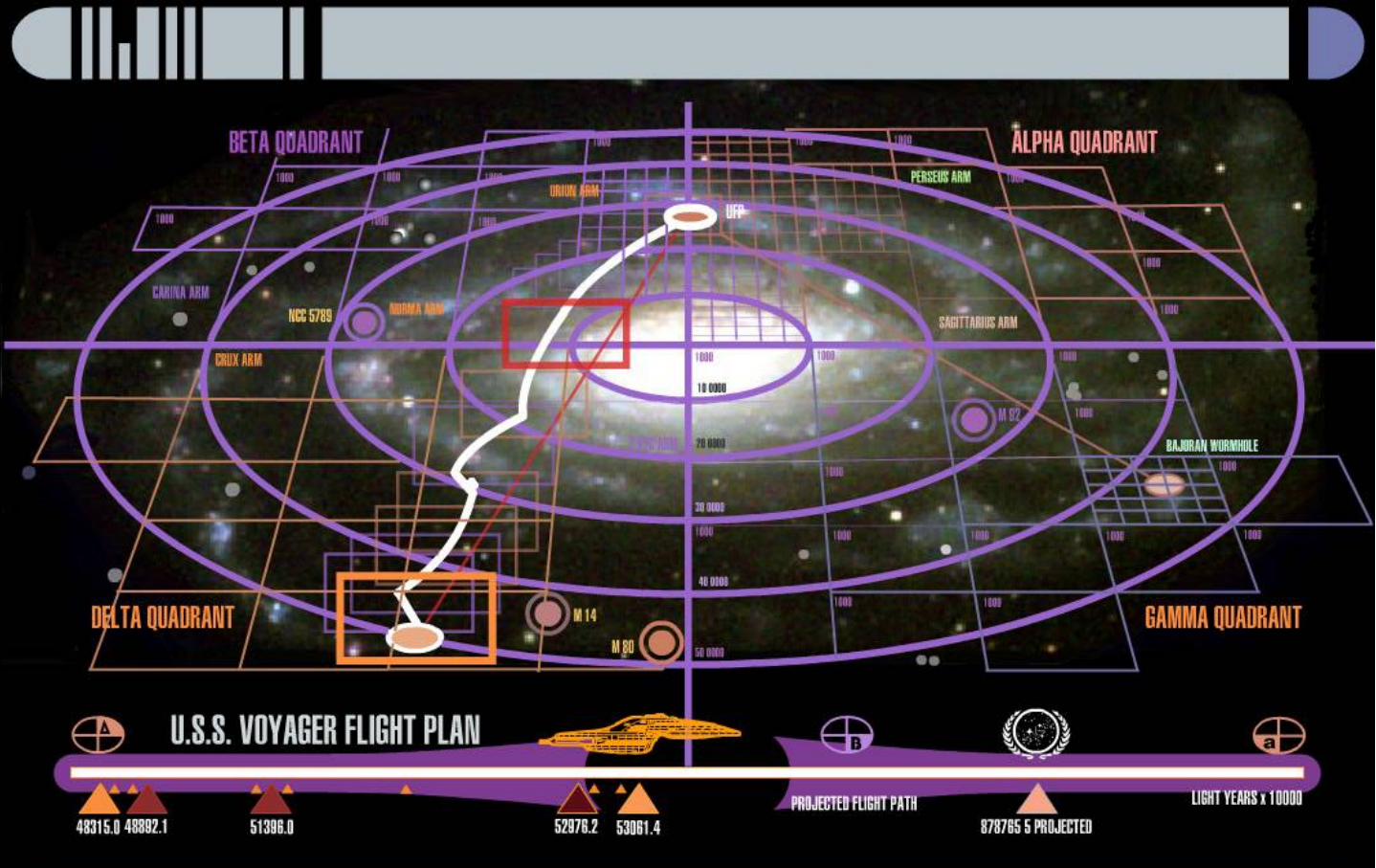
Almost Morning

Roman

Ω

~ www.startrek-companion.de ~

Vorgeschichte und ergänzende Szenen zu „Der Fürsorger“


BETA QUADRANT
ALPHA QUADRANT
DELTA QUADRANT
GAMMA QUADRANT
ORION ARM
PERSEUS ARM
CARINA ARM
NORMA ARM
CRUX ARM
SAGITTARIUS ARM
NCC 5789
UFP
M 92
M 14
M 80
BAJORAN WORMHOLE
10 0000
20 0000
30 0000
40 0000
50 0000
1000
U.S.S. VOYAGER FLIGHT PLAN
PROJECTED FLIGHT PATH
LIGHT YEARS x 10000
48315.0
48892.1
51396.0
52976.2
53061.4
878785 5 PROJECTED

Vorwort

Star Trek-Serien sind dafür bekannt, dass sie einen langen Atem haben. Das gilt auch für den vierten Abkömmling *Voyager*, der in den ersten Staffeln nicht immer brillierte. Im Fall dieser Serie finde ich das besonders schade, denn von der Grundausrichtung waren die ersten drei Seasons viel mehr nach meinem Geschmack als das, was später mit Seven of Nine und den Borg kam.

Viele Schwächen, die den ersten Serienjahren von *Voyager* angelastet wurden, sind bereits im Pilotfilm zu finden. Eigentlich ist es ein toller, potenzialreicher Auftakt, der teilweise für *Star Trek* neue Wege geht. Leider überschlagen sich die Ereignisse geradezu, und den Autoren ist deutlich anzumerken, dass sie am Ende alles möglichst schnell in einen Status quo gießen wollten, an dem sich bis zum Ende der Serie nicht mehr viel änderte.

Ich kann an den Fehlern, die begangen wurden, nicht mehr viel ändern. Aber vielleicht gelingt es, die positiven Seiten von *„Der Fürsorger“* noch deutlicher zum Vorschein zu bringen, indem man Hintergründe und Zusammenhänge besser erklärt und Charaktere vertieft. Dieser Ergänzungsroman ist der Versuch, mit einer Menge hinzugefügter Szenen dem Ganzen mehr Tiefe zu verleihen.

- Der Autor

Teil 1:

Vor *Der Fürsorger*

Prolog

Das Wesen war alt und einsam geworden. Es spürte, wie seine Zeit knapp wurde. Je stärker der nahende Tod an ihm zerrte, desto stärker trieben die Erinnerungen an die Oberfläche seines Bewusstseins. Die Erinnerungen an Tage, da das Wesen noch ein Forscher gewesen war, frei von nie wieder gut zumachender Schuld, die es band und seine Gedanken verdunkelte.

Vor allem aber erinnerte es sich an *sie*. Sie war bei ihm gewesen, als ihre Expeditionsgruppe diese Galaxis besuchte, und sie war als einzige an seiner Seite geblieben, nachdem der Planet aufgrund ihrer aller Dummheit zur Wüste geworden war. Eine ganze Weile war vergangen, in der sie sich die Last teilten und das Beste aus ihrer neuen Situation machten…bis ihr Zerwürfnis eines Tages folgte, so endgültig.

Suspiria, rief es in die Leere, wo bist Du nur? Es kam keine Antwort. Das Wesen fragte sich, warum es sie dereinst gehen ließ. Sie war doch dazu bestimmt gewesen, seinen Platz einzunehmen, wenn er einmal nicht mehr da sein würde. Sie war seine Tochter. Aber die

Rolle, die er für sie vorsah, hatte sie nie gewollt. Sie war nie einverstanden gewesen mit der Art, wie er den Ocampa gegenüber auftrat, in welche Abhängigkeit er sie drängte. Sie sind doch Kinder, hatte er immer gesagt, sie brauchen uns.

Suspiria jedoch hatte gewollt, dass sie sich den Ocampa gegenüber offenbarten und aktiv förderten. Sie forderte, dass sie ihre besonderen telepathischen und telekinetischen Talente kultivierten und zur Blüte reifen ließen. Ein Volk, hatte sie einmal gesagt, könne sich nur entwickeln, wenn es bis an seine Grenzen gebracht wurde. Und gerade *ihr* Volk, das sie in ihre Obhut genommen hatten, müsse emporsteigen und über sich hinauswachsen – *das* sei ihre eigentliche Aufgabe. Er hatte diese Philosophie nie geteilt und sich gefragt, woher sie solch radikale Einstellungen ausgebildet hatte – ausgerechnet sie, sein Abkömmling.

Nein, für ihn hatte festgestanden, dass sie Beschützer, Behüter und Bewahrer im Verborgenen sein mussten, keine Entwicklungsmacher. Suspiria war in ständiger Opposition zu ihm gewesen. Vielfach hatte sie ihm vorgeworfen, er sei nur daran interessiert, den Status quo aufrecht zu erhalten und dadurch die Ocampa unterwürfig, obrigkeitsgläubig und schwach zu halten. Auf diese Weise, sagte sie, würden die Ocampa eines Tages an ihrer eigenen Stagnation verkümmern.

Bittere Dinge waren gesagt worden, die auf ewig in seinem Geiste nachhallten. Er hatte sie nicht aufhalten können, nein, nicht aufhalten *wollen*. Sie hatte einige hundert Ocampa mit sich genommen. Eigentlich hätte er es ihr verbieten müssen, hätte sie verfolgen und zurückholen müssen, aber irgendwie hatte er damals begriffen, dass es nichts besser gemacht hätte. Er hatte sie ziehen lassen müssen.

Nun war sie seit geraumer Zeit weg. In der Existenzspanne der Nacene war es bei Weitem nicht so lang wie für die meisten Humanoiden. Er wusste, sie würde nicht mehr zu ihm zurückkommen; es würde kein Wiedersehen geben. Er hatte sie verloren. Das bedauerte er mit jedem Moment seines verbleibenden Lebens mehr – so wie er bedauerte, dass er sich damals zusammen mit ihr der Expedition in diese Galaxis anschloss –, doch er konnte die Zeit nicht zurückdrehen.

Also hatte er begonnen, nach Wegen zu suchen, um seine Nachfolge auf andere Weise zu sichern. Er brauchte jemanden, der sich um die Ocampa kümmerte, nachdem er verschieden war. Jemanden, der seine Linie fortsetzte. Einen neuen Fürsorger. Die Suche nach einer Möglichkeit der Reproduktion gestaltete sich allerdings ausgesprochen schwierig.

Normalerweise konnte sich sein Volk genau ein einziges Mal im Leben fortpflanzen. Er war hier ganz allein,

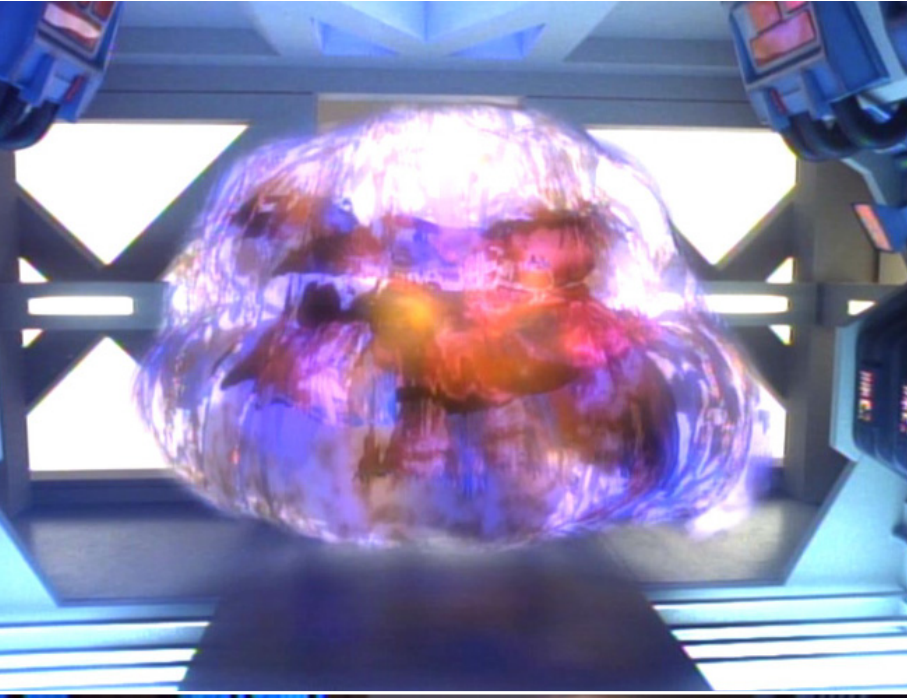
besaß keinen potenziellen Partner. Also konnte nur Technologie die Antwort sein. Er würde unter den Lebensformen in dieser Galaxis nach einem biomolekularen Muster Ausschau halten müssen, das es ihm gestattete, einen Nachfolger auf künstlichem Wege entstehen zu lassen. Selbst, wenn dieser ein Hybridwesen sein mochte, reichten seine Fähigkeiten vielleicht aus, um die Phalanx weiter zu betreiben, ohne die die Ocampa verloren waren.

Das Wesen hatte weder die Zeit noch – aufgrund der Erfordernis, auf der Station zu bleiben – die Möglichkeit, durch die Galaxis zu reisen und dort Ausschau zu halten. Also musste es zusehen, dass es seine Suche hier vor Ort vorantrieb – selbst, wenn das einige Anpassungen seiner Ethik erforderte. Er war inzwischen zu allem bereit, wusste er doch, dass sich ihm nicht der Luxus bot, jedem seiner Prinzipien die Treue zu halten.

Das Wesen hatte die Struktur des Subraums analysiert. Offenbar existierten unterschwellige Strömungen von Plasmastürmen in verschiedenen Regionen der Galaxis, die sich in Verbindung mit seinen technologischen Möglichkeiten nutzbar machen ließen, um zu ziehen, einen stabilen und extrem schnellen Sog auszuüben. Das galt es weiter zu untersuchen.

Mit ein wenig Einfallsreichtum würde es ihm vielleicht gelingen, ein kleines Wunder möglich zu machen und an

sein Ziel zu kommen. Er wusste, er war zum Erfolg verdammt, ansonsten würde all das, wofür er so große Opfer gebracht hatte, vergebens sein und zu Staub zerfallen…



Kapitel 1

Sternzeit: 47810,8 | 23. 10. 2370

Tom Paris spürte wohlige Betäubung, die sich um ihn legte. Sie ging von der starken Spirituose – einem geschüttelten saurianischen Brandy mit einem ordentlichen Schuss tellaritem Rum – aus, die vor ihm auf dem Tisch stand. Es war bereits sein zweites Glas, und er war jedes Mal dankbar, wenn sein Geist in jenen angenehmen Nebel gehüllt wurde, der die Stimmen der Toten fernhielt… Ebenso wie das bittere Gesicht seines Vaters, das er, wie weit er auch Reißaus nahm, niemals losgeworden war.

Paris nahm sicherheitshalber noch einen kräftigen Schluck, spülte damit den Mund, ehe er herzhaft schmatzte und das Glas wieder abstellte. Er hob den Kopf, und seine Aufmerksamkeit kehrte zurück zu seinem Gesprächspartner, einem gewaltigen Lissepianer. Gemeinsam saßen sie in einer abgestandenen Raumhafenbar im Herzen der Volnar-Kolonie, einer mehrheitlich

von Cardassianern besiedelten Welt im Föderationsteil der EMZ, auf der es jedoch seit geraumer Zeit brodelte.

Paris kannte den Zwei-Meter-Mann nicht sonderlich gut, der sich selbst Hatol nannte. Nach allem, was er wusste, war er ein Händler, der regelmäßig zwischen der Volnar-Kolonie und einigen anderen Planeten in der EMZ verkehrte, um dort Verterium, Lucasid und einen Haufen gebrauchter Teile zu verkaufen. Sie waren sich vor drei Wochen zum ersten Mal begegnet, und Hatol hatte schnell zu erkennen gegeben, dass er sich für Neuigkeiten und Informationen aller Art interessierte. Und er schien nicht so knapp bei Kasse zu sein, um nicht in seine potenziellen Quellen zu investieren.

Ihre Treffen dauerten niemals lang, höchstens ein paar Minuten. Paris hatte nichts gegen diese Art von Effizienz einzuwenden.

„Sagen Sie, Mister Paris: Haben Sie eigentlich schon die Lobeikristalle bewundert?“, fragte der grünhäutige Mann mit dem gebogenen, spitz zulaufenden Kinn, das Paris an ein festgewachsenes, versteinertes Croissant erinnerte.

Paris warf die Stirn in Falten. „Lobeikristalle?“

Der Lissepianer schmunzelte viel wissend. „Sie sind wahrscheinlich die einzige Kostbarkeit hier auf Volnar II. Wirklich wunderschön, ein Gedicht für das Auge des

Betrachters. Und gemessen an ihrem Wert an anderen Orten sind sie bemerkenswert erschwinglich.“

Paris gab sich nicht beeindruckt. „Hört sich nach einer ganz billigen Fälschermasche an, wenn Sie mich fragen.“

„Sie sind schnell mit Ihren Urteilen, Mister Paris, das ist mir schon früher aufgefallen.“ Der Alien legte den Kopf neugierig an. „War das auch der Grund für Ihre unehrenhafte Entlassung aus der Sternenflotte?“

Für einen Augenblick entgleisten Paris die Gesichtszüge, so überrascht war er, dass Hatol offenbar sehr viel mehr über ihn wusste als er angenommen hatte. Drohend streckte er dem Lissepianer einen Zeigefinger entgegen. „Hey, Freundchen, das geht Sie einen feuchten Kehricht an. Halten Sie sich da ‘raus, kapiert?“

Hatol lächelte. Dieser Ausdruck wirkte beinahe so, als amüsierte ihn die grimmige Reaktion seines Gegenübers. „Sie sind schlagfertig, Mister Paris. Wissen Sie, das mag ich an Ihnen. Und falls Sie sich die Zeit nehmen, die Lobeikristalle zu bewundern, bin ich mir sicher, dass sie Ihnen gefallen werden. Viele der örtlichen Verkäufer sind gute Freunde von mir. Ich könnte bestimmt das eine oder andere Sonderangebot für Sie arrangieren.“

„Vielleicht ein andermal.“

„Nun, was haben Sie diesmal für mich?“

Paris rieb sich über den Dreitagebart. „Sie wollten von mir wissen, wer hinter dem Überfall auf die Versorgungsdepots im Tomaklid- und Veloz-System steckt. Ich sag's Ihnen kurz und bündig: Es war in beiden Fällen der Maquis."

„Der Maquis?" Hatol riss die grauen Augen auf. „Existieren Beweise dafür?"

„Die gibt es." Paris schob dem Anderen kurzerhand einen kleinen Datenchip entgegen, den er zutage gefördert hatte. „Das sind die Aufnahmen einer orbitalen Überwachungsdrohne, die mir zufällig in die Hände gefallen sind."

Hatol nahm das unscheinbare Objekt entgegen. „Nun, das ist wirklich gut zu wissen. Ich hätte nicht geglaubt, dass sie ihr Operationsgebiet bis dorthin ausgeweitet haben. Sie müssen den Cardassianern echt zu schaffen machen. In diesem Fall werden wir unsere Frachtrouten dringend anpassen müssen. Wir wollen ja nicht eines Tages von diesen Rebellen aufgebracht werden."

Paris nickte eifrig. „Würde ich Ihnen auch raten. Die haben echt Haare auf den Zähnen. Unsympathische Zeitgenossen, diese Maquisarden. Denen sollte man in absehbarer Zeit *alles* zutrauen."

„Ich freue mich, dass Sie diesen Freischärlern gegenüber genauso wenig zugetan sind wie ich.", ließ sich

Hatol zufrieden vernehmen. „Wenn Sie mich fragen: Die machen nur Ärger. Die Bedingungen in der EMZ sind schon schwierig genug. Aber wer sind wir schon, dass wir die galaktischen Geschicke beeinflussen können, nicht wahr?“

„Sie sagen’s, Kumpel.“

„Ich werde das hier meinem Vorgesetzten vorlegen und ihn überzeugen, dass wir unsere Handelslinien überdenken.“ Hanol betrachtete den kleinen Chip in seiner riesenhaften Hand, bevor er ihn in einer der vielen Taschen seines dunkelbraunen Anzugs verschwinden ließ. „Ich danke Ihnen für Ihre Auskunft. Sie haben vielleicht mein Unternehmen gerettet. Hier ein kleiner Dank für Ihre Bereitschaft, Ihr Wissen mit mir zu teilen.“

Paris steckte kurz und bündig zwei Latinumstreifen ein. „Immer gerne. War mir ein Vergnügen.“

Mit zwei vollen Gläsern seines derzeitigen Lieblingscocktails intus und einem guten Zubrot in der Tasche spazierte Paris fünf Minuten später durch die Türen der Raumhafenbar und trat hinaus auf die überbevölkerte Händlerstraße.

Er erinnerte sich daran, dass er jetzt mit seinem Job fortfahren musste. B’Elanna hatte ihn damit beauftragt,

einen Ersatzmotivator für ihr derzeitiges Schiff aufzutreiben. Keine gerade einfache Aufgabe. Paris fragte sich, ob die unbeherrschte Halbklingonin ihn dazu verdonnert hatte, weil er ihr gelegentlich einen anzüglichen Kommentar gemacht hatte. Er wusste, dass sie ihn nicht ausstehen konnte, aber es sprach ja trotzdem nichts dagegen, dass sie bei Gelegenheit mal ihre Freude miteinander hatten…

Paris grinste vor sich hin und bog nach rechts ab, dem Strom der vielen Passanten hinterher. Er ging kaum zehn Meter, da packten ihn zwei kräftige Hände, zogen ihn in eine dunkle Seitengasse, in der es nach Müll stank und drückten ihn unliebsam gegen die kalte, feuchte Wand.

„Au!“ Paris‘ Schädel war gegen die Wand gestoßen. Er wusste nicht, ob das die Ursache dafür war, dass er zunächst doppelt sah, oder ob es eher am veritablen Alkoholspiegel in seinem Blut lag. Nach ein paar Sekunden wich die Benommenheit, und er konnte die Gestalt erkennen, die mit überaus grimmigem Gesicht vor ihm stand.

„Chakotay.“, begrüßte ihn Paris verdutzt. „Schön, Dich wiederzusehen. Wie bist Du so schnell –…“

„Paris, Du Idiot!“, knurrte der Indianer ihn an. Er hatte ihn immer noch fest am Wickel. „Was hast Du da drinnen gemacht?“

Paris gluckste. „Was wohl? Sonst beschwerst Du Dich über meinen Atem. *Na?* Ich hab‘ einen *gehoben*, wenn Du’s genau wissen willst. Ich hatte nun mal Durst.“

Chakotays Miene verriet nicht nur Missfallen, sondern offene Verachtung. Es lag nicht bloß daran, dass er Abstinenzler war – so ziemlich das Gegenteil von Paris, der jede Gelegenheit nutzte, sich einen hinter die Binde zu kippen. Auch in anderer Hinsicht war der disziplinierte Nachfahre des Kautschukbaumvolks das Gegenteil von Paris, dessen proletenhafte Umgangsformen schnell dazu geführt hatten, dass er mit einigen von Chakotays Leuten aneinander geriet, von seinen ungehemmten sexuellen Avancen gegenüber allem Weiblichen ganz zu schweigen.

Doch das war nicht der eigentliche Grund, weshalb Chakotay ihn nie ganz akzeptiert hatte. Als ehemaliger Commander der Raumflotte war der Umstand, dass Paris den selbst verschuldeten Tod dreier Kameraden zuerst vertuscht hatte, für ihn ein rotes Tuch. Doch beim Maquis brauchte er nun mal jede helfende Hand, die er kriegen konnte, besonders gute Piloten. Und da hatte Paris sich angeboten.

Bislang hatte er noch keinen wirklichen Einsatz mitgemacht, der seinen Namen verdiente. Das wurmte Paris, denn er war begierig darauf, sich Chakotay zu beweisen.

Je mehr er die Geduld verlor, desto mehr war der Querulant in ihm zum Vorschein gekommen.

„Erzähl mir keinen Mist!“ Chakotays Griff um seinen Kragen wurde noch fester. „Du hast Dich mit jemandem getroffen! Mit einem Lissepianer! Ich weiß inzwischen, dass Du bereits mehrmals mit ihm Kontakt hattest. Und jetzt raus mit der Sprache: *Wer war das?!*“

Paris prustete. „Niemand Besonderes. Kein alter Busenkumpel oder so.“

„Ich frage ein letztes Mal…“, drohte Chakotay mit vorgeschobenem Unterkiefer.

„Na ja…“, stammelte Paris. „Also, ich… Na ja, wo soll ich anfangen?...“

„Zum Beispiel damit, dass Du diesem Mann ganz offensichtlich Informationen weitergegeben hast. Ich habe Seska darauf angesetzt, Dich zu beschatten. Du hast Daten aus dem Hauptcomputer unseres Schiffes heruntergeladen.“

Unbarmherzig griff Chakotay mit einer Hand in die Tasche von Paris‘ Mantel und zog einen Goldstreifen heraus. „Latinum…“, stellte er fassungslos fest. Sein Blick, der nun unverhohlene Feindschaft zeigte, durchbohrte ihn. „Bist Du ein Verräter? Verkaufst Du uns an andere?“

Paris stellte ein gespieltes Lachen zur Schau. „So ein Quatsch! Dieser grüne Typ interessiert sich doch bloß für seine Handelsrouten. Er wollte von mir wissen, ob der Maquis neulich im Tomaklid- und Veloz-System war. Er wird seine Routen anpassen. Und für die Info hat er sich erkenntlich gezeigt. Was ist denn schon dabei?“

Chakotay erstarrte. In seinen Augen glühten Zorn und Hass. Ein anderer hätte Paris vermutlich eine verpasst, doch Chakotay war kein Mann sinnloser Gewalt. Er konnte mit Blicken und Worten viel mehr bewirken als mit der rohen Faust.

„Chakotay, das war doch nichts.“, verteidigte sich Paris weiterhin. „Gut, ich hab‘ mir ‘was hinzuverdient. Na und? Das dürfte doch wohl nicht verboten sein, oder? Aber ich hab‘ wirklich nichts ausgeplaudert, was von Bedeutung wäre. Und dass ich selbst einer von Euch bin, ahnt er auch nicht. Im Gegenteil – ich tu‘ uns sogar einen Gefallen. Denk mal nach: Ich verbreite auf die Weise Angst und Schrecken im Namen des Maquis. Wenn sich herumspricht, was der Maquis alles zustande bringt, werden ihn mehr Leute fürchten. Hast Du selbst nicht mal gesagt, dass Mundpropaganda eine große Waffe ist, hm?“

„Du bist ein verantwortungsloser *Mistkerl*!“, bellte Chakotay.

„Reg Dich mal ab.“

„Nein, *Du* hältst jetzt Deine Klappe und hörst mir zu. Lissepianer sind dafür bekannt, dass sie mit den Cardassianern unter einer Decke stecken.“ Chakotay rümpfte die Nase. „Du hast nur Augen für Deinen kleinen Hinzuverdienst, und dafür rückst Du einfach so vitale Informationen über uns raus, hintergehst uns wie ein Ferengi? Wie prinzipienlos bist Du eigentlich?“

Paris schüttelte den Kopf. „Nicht prinzipienloser als neunzig Prozent vom Rest Deiner Mannschaft.“

Nun hatte er Chakotay soweit – ein Kinnhaken versenkte sich in Paris‘ Gesicht und ließ seine Lippe aufplatzen. Chakotay rückte bis auf wenige Zentimeter an ihn heran. „Du hast nichts verstanden, oder, Du Gauner? Der Maquis kann es bislang nur aus einem Grund mit den Cardassianern aufnehmen: weil er unberechenbar ist. Wenn wir diesen Vorteil verlieren, weil sie ahnen, wo wir als nächstes zuschlagen könnten und welchem Muster unsere Strategien folgen, sind wir so gut wie tot. Du kommst hier in die EMZ, erzählt uns, wie ernst es Dir sei, den Maquis zu unterstützen… Und dann fällst Du uns derart in den Rücken… Ich hätte es von Anfang an wissen müssen. Ich hätte Dir nie über den Weg trauen dürfen. Du bist nichts weiter als ein Söldner, der für jeden kämpft, der gut bezahlt. Das war das letzte Mal, dass Du Dir etwas hast zu Schulden kommen lassen. Ab sofort bist Du nicht länger Teil meiner Gruppe.“

Paris‘ Atem stockte. Zuerst wusste er nicht, was er dazu sagen sollte. „Das glaub‘ ich einfach nicht. Hey, das kannst Du nicht tun.“

„Und ob ich das kann.“

„Du brauchst mich.“, insistierte Paris, zunehmend verzweifelt.

„Du fliegst sofort ab.“, forderte Chakotay ihn auf, unversöhnlich. „Ich werde mich selbst um die Sache mit dem Motivator kümmern. Kehre nach Soltok IV zurück und geh zu Hudson. Er wird entscheiden, wie es mit Dir weitergeht. Ich hoffe, er hat mehr Verwendung für Dich als ich.“ Ein letztes Mal sah ihm Chakotay tief in die Augen. „Wenn Du Dir noch einmal etwas zu Schulden kommen lässt – das verspreche ich Dir –, werde ich unerbittlich Jagd auf Dich machen.“ Dann wandte er sich ab und ließ ihn allein zurück.

Paris verließ die Volnar-Kolonie. Als er auf halbem Weg nach Soltok IV durch eine plumpe Ungeschicklichkeit in die Fänge einer Sternenflotten-Patrouille geriet, glaubte er nicht, dass er irgendjemanden vom Maquis jemals wiedersehen würde, dem er gerade mal ein paar Monate angehört hatte. Stattdessen sah er, während er im Innern einer Arrestzelle der Erde näher kam, nur noch seinen Vater vor sich. Sein wortloser, ewig strafender Blick war weit schlimmer als das, was er in Chakotays Augen gelesen hatte.

Tja, was sagst Du dazu, Dad?, dachte er zynisch. *Der Fall Deines einzigen Sohns dauert an. Er wurde nicht nur unehrenhaft aus der Sternenflotte entlassen, sondern gilt jetzt auch noch als Verbrecher. Vielleicht möchtest Du Deinen Familienbildern ein Foto von ihm hinzufügen, das ihn in Sträflingskleidung zeigt.*

Paris wusste genau, dass er nicht mehr auf Vergebung hoffen konnte, weder von seinem Vater noch von irgendjemand anderem. Ihm war ganz und gar bewusst, welche harte Linie die Föderation inzwischen gegen Maquisanhänger und -sympathisanten fuhr.

Er hatte seine Chancen gehabt, und er hatte sich entschieden. Alles Weitere waren die Konsequenzen seines Lebens, dessen weiterer Verlauf endgültig festzustehen schien[1].

---

[1] Vor lauter Scham über seine frühe Gefangennahme würde er sich später zurechtlegen, er sei auf seiner ersten richtigen Mission beim Maquis gefasst worden. Nicht einmal das entsprach jedoch der Wahrheit.

Kapitel 2

Sternzeit: 47825,9 | 29. 10. 2370

Mattes Licht umgab Chakotay, als er durch die Tunnel des kleinen, behelfsmäßigen Stützpunktes schritt, vorbei an einigen Wartungstechnikern, die schwer beschäftigt waren. Ab und zu flackerte die Beleuchtung. Der Stromkreis war gerade so noch stabil, auf niedrigstmöglicher Stufe. Man durfte hier nicht viel Energie verbrauchen, wenn der Unterschlupf auch weiterhin geheim bleiben sollte. Zwar war kaum jemand außer dem Maquis so verrückt, eine Basis inmitten der Badlands zu errichten – und dann noch im Herzen eines Asteroidenfelds –, aber cardassianische Sensoren waren nicht zu unterschätzen. Und noch weniger ihr unbedingter Wille, mit den neuen Störenfrieden in der EMZ kurzen Prozess zu machen.

Chakotay staunte nicht schlecht, was die lokale Maquis-Zelle hier, jenseits des Moriya-Systems, aus dem Boden gestampft hatte. Innerhalb weniger Monate war dieses ganze Nest ausgegraben und zu einem voll funktionsfähigen Stützpunkt für strategische Operationen

ausgebaut worden. Mit dem neuen Standbein im Terikof-Gürtel besaß der Maquis eine geradezu geniale Möglichkeit, Guerilla-Attacken gegen die Cardassianer zu reiten und sich blitzschnell wieder zu verkriechen. Die Basis bot eintreffenden Schiffen technische und medizinische Versorgung an. Es sollte nur der erste Brückenkopf in den Badlands sein, weitere waren geplant. Da der Maquis großen Zulauf von Bajoranern erhielt, verfügte er inzwischen über weitreichende Kenntnisse, was die Kartografie der Badlands betraf[2].

Als er den Tunnel durchquert hatte, schob sich vor Chakotay eine Tür quietschend in die Felswand und gab den Eintritt in einen der drei Hangars frei. Chakotay hob den Kopf und sah durch das große Oval der Hangaröffnung weiter oben. Das Kraftfeld verlieh dem Anblick ein Blau, für das die dünne Atmosphäre des Planetoiden allein nicht verantwortlich sein konnte. Jenseits davon schwebten Asteroiden im Terikof-Gürtel. Ein dunkler, länglicher Brocken drehte sich um die kurze horizontale Achse und näherte sich dem Planetoiden mit der Basis des Maquis. Der Stützpunkt befand sich tief in einem uralten Vulkankrater, auf einem kleinen Himmelskörper, dessen Oberfläche kein Leben beherbergen konnte.

---

[2] In der Vergangenheit hatten die Mitglieder der bajoranischen Widerstandsbewegung die stürmische Raumregion gelegentlich als Zufluchtsort genutzt (vgl. *Deep Space Nine*-Episode *Das Wagnis*).

Chakotays Hände schlossen sich fester ums Geländer, als ein dumpfes Grollen erklang und der Boden vibrierte. Die Männer und Frauen im Hangar zögerten kurz und blickten auf, aber der Einschlag hatte auf der anderen Seite des Planetoiden stattgefunden. Sie setzten ihre Arbeit fort und schenkten dem von den Erschütterungen aufgewirbelten Staub keine Beachtung.

Um im Terikof-Gürtel überleben zu können, hatten die Maquisarden von der Sternenflotte einen hochentwickelten Computer gestohlen, welcher die Umlaufbahn aller Asteroiden berechnen konnte, die aufgrund ihrer Größe eine mögliche Gefahr für den Stützpunkt darstellten. Derzeit versuchten die Techniker herauszufinden, welche Veränderungen sich durch den jüngsten Aufprall für die Orbitaldaten des Planetoiden ergeben hatten. Anschließend musste das Gefahrenpotenzial der Asteroiden neu berechnet werden.

Chakotay vertrat sich etwas die Füße und wartete. In Gedanken beschäftigte er sich wieder mit der Anfrage eines Sternenflotten-Offiziers, der sich vor ein paar Tagen an seine Widerstandszelle gewandt hatte und offenbar die Absicht hegte, zum Maquis überzulaufen. Der Mann hatte ihm seine angeblichen Motive dargelegt. Er schrieb, er halte die Politik der Föderation im Zusammenhang mit der EMZ für einen Skandal, den er so nicht länger hinnehmen könne. Der Offizier hieß Tuvok und war Vulkanier. Chakotay hatte seine Dienstakte studiert.

Tuvok war ein echter Taktikexperte. Er blickte auf eine lange Dienstzeit bei der Sternenflotte zurück und hatte sogar sechzehn Jahre an der Akademie gelehrt. Eine solche Kapazität konnte er verdammt gut in seinem Team gebrauchen.

Doch es war Vorsicht geboten: Chakotay wäre dumm gewesen, hätte er jedem dahergelaufenen Spitzohr, das vorgab, ein Maquisarde werden zu wollen, leichtfertig Vertrauen geschenkt. Es gab Viele, die den Maquis am liebsten zerschlagen wollten. Und obwohl es auch einige Vulkanier in seinen Reihen gab, war dieses Volk dafür bekannt, eine besondere Art der Schauspielerei zu beherrschen. Er würde Tuvoks Glaubwürdigkeit hart und ausführlich prüfen, wenn er das nächste Mal mit ihm kommunizierte. Er würde nichts überstürzen, sondern Schritt für Schritt vorgehen. Doch insgeheim hoffte er natürlich, dass ihm ein vielversprechender Fang ins Netz gehen würde.

Nach einer Viertelstunde wurde Chakotay langsam ungeduldig. Pünktlichkeit war noch nie eine besondere Stärke des Mannes gewesen, mit dem er sich treffen sollte; jedenfalls nicht, wenn er gerade seine Uniform abgelegt hatte. „Wo steckst Du denn nun, Eddington?“, raunte Chakotay, während er sich auch weiterhin umsah, Ausschau haltend. „Denkst Du, ich hätte nicht Besseres zu tun als mir hier die Beine in den Bauch zu stehen?“

Wie auf ein unausgesprochenes Kommando setzte keine dreißig Sekunden später ein Schiff zur Landung an. Es überwand das durchlässige Kraftfeld und sank mit den Manöverdüsen auf das Landefeld. Ein alter Raider der Sternenflotte, gut und gerne vierzig Jahre alt. *Ju'Day*-Klasse.

Chakotay kannte diese Schiffe. Bei Warpgeschwindigkeit hoffnungslos unterlegen, aber im Impulsmodus bis zum heutigen Tag respektabel wendig und für Atmosphärenflüge bestens geeignet. Für die Sternenflotte mochte es ein alter Hut sein, aber aus Sicht eines Maquis gehörten die Schiffe der *Ju'Day*-Klasse zum Besten, was man hier draußen im Kampf gegen die Cardassianer kriegen konnte. Soweit Chakotay wusste, befand sich bis zum heutigen Tag höchstens ein Dutzend solcher Einheiten im Besitz der Rebellen. Der weit größere Teil der Maquis-Flotte setzte sich aus ausgemusterten *Peregrine*-Einheiten, Runabouts, Shuttles sowie bajoranischen und ktarianischen Spurjägern zusammen, die zwar teils neueren Typs waren, aber deutlich kleiner und auch weniger schlagfertig und vielseitig einsetzbar als die *Ju'Day*-Klasse.

Chakotay beobachtete in der Folge, wie der eigenwillig geformte Düsenvogel vor ihm zur Landung ansetzte und dabei die kleinen Seitenflügel hochfuhr. Als das Schiff mit einem leisen Ächzen aufsetzte und die Maschinen abgestellt wurden, fielen Chakotay einige verbrannte

Stellen entlang der Außenhülle auf. Er wusste sogleich, dass Plasmaentladungen für diese oberflächlichen Beschädigungen verantwortlich waren.

Das Abzeichen der Badlands. Maquis-Schiffe trugen es wie eine Heldentätowierung, als Beleg dafür, dass sie und ihre tapferen Crews willens und in der Lage waren, Plasmastürmen zu trotzen. Und wenn sie das vermochten, dann wurden sie auch mit den Löffelköpfen fertig.

Der Bauch des Schiffes öffnete sich, und eine Rampe fuhr vom Unterdeck herunter. Ein selbstsicher grinsender Michael Eddington schlurfte den Gehsteig entlang. „Entschuldige bitte meine Verspätung."

„Schon in Ordnung.", meinte Chakotay. „Ich hab' mich in der Zwischenzeit etwas umgesehen."

„Und, wie findest Du es?" Eddington legte den Kopf schief.

„Ist nicht übel. Du wirst mir wohl nicht verraten, mit welchem Zaubertrick Du es geschafft hast, diesen Stützpunkt so schnell betriebsbereit zu machen?"

„Aber, aber: Wenn ich meine Geheimnisse verrate, kann ich niemanden mehr beeindrucken." Eddington verließ die Rampe und blieb vor ihm stehen.

„Auf jeden Fall wird uns dieser Stützpunkt in Zukunft wertvolle Dienste erweisen. Ich nehme an, Du hast mich

nicht nur sehen wollen, um mit Deinem neuen Feriendomizil anzugeben?“, mutmaßte Chakotay.

„Dafür sind wir beide derzeit wohl zu beschäftigt, nicht wahr?“ Eddington verschränkte die Arme vor der Brust. „Bist Du diesen Versager Tom Paris inzwischen losgeworden?“

„Das Problem hat sich von selbst erledigt.“, ließ Chakotay ihn wissen. „Er ist kürzlich gefangengenommen worden.“

„Umso besser. Du solltest froh sein, dass Du ihn vom Hals hast.“

„Das bin ich. Er war bloß ein Söldner, noch ein schlampiger dazu.“

Eddington blinzelte vielsagend. „Ich hab‘ ‘was für Dich. Und ich glaube, es dürfte Dir gefallen.“

„Ach ja, und was?“

„Du stehst genau davor.“ Eddingtons Hand bedeutete das Schiff, mit dem er soeben eingetroffen war. „Ich hab‘ vor zwei Tagen mit Cal Hudson gesprochen. Er sieht die Sache genauso wie ich.“

„Welche Sache?“

„Die Zeit ist reif, dass Du in die Führung des Maquis einsteigst, und als solcher brauchst Du ein anständiges

Schiff. Nicht so eine Blechbüchse mit Triebwerk dran. Das hier ist die *Val Jean*. Ein echtes Prachtexemplar, kann ich Dir sagen. Erstklassiges Unterlichttriebwerk, eine stabile Hülle, die viel aushält. Sie hat sogar Torpedokatapulte an Bug und Achtern. Die werden ihren Zweck erfüllen, da der Maquis demnächst über ein paar von Cals und meinen Kontakten an eine beträchtliche Menge Photonen kommen wird. Sie wurde ausgemustert wegen defekter Plasmaspulen. Stell Dir vor: Die Sternenflotte wollte sie verschrotten, nur weil sie ein Vergaserproblem hat.“ Eddington legte sich eine Hand auf die Brust und machte ein bekümmertes Gesicht. „Ich habe das verhindert.“

„Wie nobel von Dir.“, sagte Chakotay trocken. „Aber bist Du nicht etwas voreilig? Ich weiß nicht, ob ich für die Führung des Maquis geeignet bin.“

Die Führung des Maquis. Ein nicht ganz einfaches Thema. Offiziell gab es ein Dutzend autarker Zellen, die zwar einander halfen und zusammen kämpften, von denen jede aber eine bestimmte Politik mit eigenen Schwerpunkten fuhr. Gerangel war da durchaus vorprogrammiert. Hudson und Eddington arbeiteten mit Hochdruck daran, dem Sammelsurium eher lose verbundener Maquis-Gruppen ein gemeinsames Entscheidungs- und Koordinationszentrum zu geben. Dahingehend hatte es bereits erste Fortschritte gegeben, doch lag auf der Hand, dass die einzelnen Zellen sich nur von Charisma,

Führungskraft und militärischer Kompetenz auf Dauer zu einer geschlossenen, kohärenten Einheit verschmelzen lassen würden. Und dazu bedurfte es einiger Leitwölfe an der Spitze, die das komplizierte Gerüst tragen und austarieren konnten.

„Cal und ich bringen Dir alles bei, was Du wissen musst. Angesichts Deiner Kommandoerfahrung wird das ein Kinderspiel für Dich sein."

„Also, so würde ich das nicht gerade ausdrücken…", murmelte Chakotay.

Eddington war anderer Meinung: „Du hast uns im vergangenen Jahr verdammt viel Respekt abgenötigt, Chakotay. Den Maquis, wie er heute existiert, würde es ohne Deine Mithilfe nicht geben. Du hast Dir Deine Sporen mehr als verdient. Deine Fähigkeit, Leute für ein gemeinsames Ziel zusammenzubringen, ist genau das, was wir in der jetzigen Situation brauchen. Wir brauchen noch mehr Gemeinschaftsgeist – jemanden, der das Verbindende herstellen kann. Das Kleinklein der Zellen muss so schnell wie möglich der Vergangenheit angehören. Du siehst: Du bist haargenau der Richtige für einen Führungsjob. Aber wenn Du willst, können wir vorher eine EMZ-weite Umfrage starten. ‚Wer ist dafür, dass der Indianer unter die Häuptlinge geht?'"

Chakotay winkte ab. „Nicht nötig. Doch damit eines klar ist: Meine Hauptverantwortung gilt nach wie vor Trebus und den umliegenden Kolonien.“

„Und diese Verantwortung sollst Du auch wahrnehmen – an Bord Deines neuen Schmuckstücks.“ Eddington grinste. „Eine gründliche Überarbeitung der primären und sekundären Systeme dürfte Not tun, aber danach wird sie Dich ins Staunen versetzen, glaub mir.“

Chakotay nickte, während er den Raider betrachtete. Er konnte nicht leugnen, dass dieses Schiff ihm gefiel. „Zufällig habe ich im letzten Jahr eine ausgesprochen kreative Ingenieurin in mein Team geholt. Sie wird das alte Mädchen schon auf Vordermann bringen.“

„Ach ja, ich hörte von ihr. Wie war ihr Name doch gleich?...“

„B’Elanna Torres.“

Eddington schnipste. „Richtig, die Halbklingonin. Sie soll ein echtes Temperament von einer Frau sein.“

„Wenn man weiß, wie man mit ihr umzugehen hat, ist es halb so wild. Ich setze große Stücke in sie.“

„Nun, dann hat sie jetzt ja etwas, woran Sie sich ihre klingonischen Schorfzähne abwetzen kann.“

„Halbklingonen haben keine Schorfzähne.“, ließ Chakotay den Anderen wissen. „Also gut. Ich nehme an. Danke.“

„Nun, dann gehört sie jetzt Dir, Chakotay.“ Eddington gab ihm einen Klaps auf den Arm. „Wenn Du sie gut behandelst, wird sie Dich immer in einem Stück nachhause bringen. Leider muss ich gleich wieder los. Ich habe die *Tashkent* unter falschem Vorwand verlassen und muss morgen wieder an Bord sein, sonst schöpft mein Captain Verdacht.“ Eddington fasste sich an den Kopf. „*Mist.* Da hätte ich doch beinahe vergessen, das Neueste zu erwähnen. Mit etwas Glück gelingt es mir, eine Versetzung nach *Deep Space Nine* zu arrangieren.“

Chakotay wurde hellhörig. „Der bajoranische Sektor?“ Er lag quasi um die Ecke. Und nach allem, was man hörte, entwickelte sich DS9 zum Zentrum für wichtige Anti-Maquis-Einsätze der Sternenflotte.

„Sieht so aus, als hätte das Oberkommando derzeit ein zunehmendes Vertrauensproblem mit dem formwandelnden Sicherheitschef auf DS9.“

„Dieser Odo?“

„Genau der. Gerüchten zufolge wird in den nächsten Monaten eine neue Position auf der Station vakant. Ich denke, sie werden jemanden suchen, der die Sicherheitsinteressen der Sternenflotte auf DS9 repräsentiert. Das

könnte meine Chance sein, mich zu empfehlen. Und wenn ich erst mal dort bin, kann ich Euch vitale Informationen über alle gegen den Maquis gerichtete Sternenflotten-Aktivitäten zuspielen, und wer weiß… Vielleicht sogar noch mehr, wenn ich es klug anstelle."

Chakotay nickte. „Das hört sich vielversprechend an."

Er wusste, dass Eddington ein gefährliches Spiel spielte. Wie bis vor kurzem noch Cal Hudson vor seiner Offenbarung führte er ein ausgeprägtes Doppelleben. Nach außen der brave, pflichtbewusste Sicherheitsoffizier, dem der Dienst in der Raumflotte über alles ging, hinter den Kulissen der Rebell, der seine Position und Kontakte kühl berechnend ausnutzte, um dem Maquis möglichst jeden Vorteil zu verschaffen.

Chakotay war sich darüber im Klaren, dass der Maquis ohne Leute wie Eddington, die bereit waren, ihre Doppelidentität taktisch einzusetzen, keine Chance hatte. Doch für ihn selbst wäre ein solches Verhalten nie in Frage gekommen. Er war ein Mann der klaren Verhältnisse, und seine Ehrlichkeit verbot ihm, seine ehemaligen Vorgesetzten und Kollegen zu hintergehen. Er hatte eine Tür hinter sich geschlossen, als er entschied, sein Leben dem Schutz von Trebus zu widmen – klar und für alle sichtbar war er aus der Sternenflotte ausgetreten. Vielleicht hätte er mehr für sich und den Maquis herausschlagen können, wäre er Eddingtons Beispiel gefolgt. Aber das war nur Theorie. In der Realität verlief hier ein

tiefer Graben zwischen ihnen beiden, so viel Respekt er auch vor Eddington hatte.

„Ich werde Dich auf dem Laufenden halten. Noch irgendwelche Fragen?“

„Eigentlich nur eine. *Val Jean*…“, rollte Chakotay über die Zunge und warf Eddington einen verstohlenen Blick zu, nachdem er auf die Hüllenbeschriftung des vor ihnen geparkten Schiffes gewiesen hatte. „Du hast nicht zufällig etwas damit zu tun?“

Eddington verdrehte die Augen. „Könnte sein. Ich finde, jedes Schiff unserer Flotte sollte so heißen. *Val Jean I*, *Val Jean II*, *Val Jean III*… Warum nicht?“

Chakotay schmunzelte über Eddingtons allzu bekannte Leidenschaft für verwegene Figuren aus der irdischen Romantik. „Nimm’s mir nicht übel, aber der alte Victor Hugo war noch nie mein Fall.“

„Und warum, wenn ich fragen darf?“

„Er war mir immer etwas zu melodramatisch. Ein Mann gegen den Rest der Welt. Ein unbeugsamer, alles überstrahlender Held, der für eine verlorene Sache kämpft.“

„Aber genau darum geht es doch.“, beteuerte Eddington mit beschwörendem Ausdruck. „Das sind wir.“

„Nein.“, widersprach Chakotay. „*Ich* kämpfe für die Freiheit meines Volkes…und aller Kolonien in der EMZ. Und dieser Kampf *ist* nicht verloren. Das wird er niemals sein.“

„Und genau deshalb,“, stimmte Eddington zu, „sind wir beide Maquis geworden. Weil wir niemals aufgeben, egal, was kommt.“

Kapitel 3

Sternzeit: 47834,6 | 1. 11. 2370

Kathryn Janeway war eigentlich viel zu beschäftigt, um sich eine Verschnaufpause zu gönnen. An Bord der *U.S.S. Bonestell*, die sie seit dem Unglück von Captain Tombath vor vier Wochen kommissarisch befehligte, standen umfassende Umbaumaßnahmen an. Nachdem sich die Sternenflotte in den Kopf gesetzt hatte, den alten Kreuzern der *Excelsior*-Klasse noch einmal eine Frischzellenkur zu spendieren, war die *Bonestell* in den heimatlichen Hafen zurückbeordert worden. In einem der Trockendocks über dem Erdorbit wurde das Schiff derzeit auseinandergenommen, und mit ein wenig Glück würde sie bereits in wenigen Wochen runderneuert wieder auf große Fahrt gehen.

Doch bis dahin standen Janeway und ihrer Crew einige aufreibende Arbeitstage im Drei-Schichten-Takt ins Haus. Bei so einer Generalüberholung mochte in der Theorie alles perfekt sein – in der Praxis konnte vieles schief gehen. Daher war die Anwesenheit des Captains

unverzichtbar, jedenfalls wenn es nach Janeway ging. Es mochte Kommandanten geben, die sich einen schlanken Fuß machten, während ihr Schiff in seine Einzelteile zerlegt und neu zusammengebaut wurde. Sie gehörte nicht dazu. Owen Paris hatte sie nicht zum Schönwetteroffizier erzogen.

Aus diesem Grund war die Einladung von Morris Patterson definitiv zur Unzeit gekommen. Ihr alter Akademie-Professor, inzwischen ein hoch dekorierter Vize-Admiral, hatte darauf bestanden, mit ihr eine kleine Shuttlespritztour innerhalb des Sol-Systems zu machen. Janeway hatte natürlich nach dem Anlass gefragt, doch Patterson gab sich äußerst schmalsilbig. Er hatte lediglich gesagt, sie müsse ihm in dieser Angelegenheit einfach vertrauen und solle an Bord der Fähre gehen, die in einer halben Stunde an der Steuerbordseite der *Bonestell* andocken werde. „Ist das ein Befehl?“, hatte Janeway sich erkundigt, woraufhin Patterson mit warmem Lächeln erwiderte: „Die Bitte eines alten Freundes.“

Eine Bitte. Angesichts ihrer derzeitigen Verpflichtungen hätte sie vermutlich die meisten Bitten dieser Art ausgeschlagen, doch nicht, wenn sie von dem Mann kam, der sie an der Akademie ‚entdeckt‘ und mit Owen Paris bekannt gemacht hatte. Sie hatte Morris Patterson viel zu verdanken, und es war weit mehr als nur der Umstand, ihre Begeisterung für Astrophysik geweckt zu haben. Also hatte Janeway sich bei ihrem Chefingenieur für die

nächsten Stunden entschuldigt, wohlwissend, dass die *Bonestell* in dieser kritischen Phase nicht einmal einen regulären Ersten Offizier besaß, der sie vertreten konnte. Ihr guter Freund Tuvok, der nach dem Ausfall von Captain Tombath, auf den Posten des XO nachgerückt war, hatte kurzfristig eine Abkommandierung durch den Geheimdienst der Sternenflotte erfahren, um eine Widerstandszelle des Maquis zu unterwandern. Für die Zeit, die Janeway nicht an Bord war, hatte also ihr Chief das Sagen an Bord. Sie vertraute ihm. Es würde schon alles glatt laufen.

Das Shuttle legte pünktlich auf die Minute an. Janeway passierte die Luftschleuse und war überrascht, nur Patterson an Bord anzutreffen. Er strahlte wie ein Winterhöhlenbär und ließ es sich nicht nehmen, sie herzlich zu umarmen. Als sie sich voneinander gelöst hatten, bemerkte Janeway, wenn ein Admiral mutterseelenallein auf einen Besuch vorbeikomme, könne es niemals um eine Routineangelegenheit gehen. Patterson räumte ein, dass er das nicht verneinen könne, ließ sich jedoch weiterhin nicht in die Karten schauen. Stattdessen bat er Janeway, auf dem Sitz des Copiloten Platz zu nehmen und den Flug zu genießen. Sie seufzte und tat, wie ihr geheißen, obwohl sie bezweifelte, dass ein derartiger Trip ins Ungewisse ein Genuss werden konnte. Tatsächlich hasste sie es, über etwas im Dunkeln gelassen zu werden. Sie mochte diese Art von Überraschungen nicht,

war sie doch jemand, der stets Wert darauf legte, die Kontrolle zu haben.

Während des Flugs sprach Patterson nicht viel, was ein weiterer ungewöhnlicher Aspekt ihres Wiedersehens war. Janeway kannte den Mann abseits des Offiziellen als leidenschaftlichen Plauderer, aber die Art von Schweigsamkeit, die er heute an den Tag legte, wollte nicht recht zu ihrem alten Mentor passen.

Zum Glück nahm der Flug nicht lange in Anspruch. Bereits nach einer Viertelstunde stellte sich heraus, dass Patterson einen Kurs auf den Marsorbit eingeschlagen hatte. Während die einstmals ‚Roter Planet' genannte, inzwischen seit Jahrhunderten erdähnlich terrageformte Welt beständig im Fenster anschwoll, spürte Janeway jähe Ungeduld in sich aufsteigen. Sie erneuerte ihre Frage, was er mit ihr vorhabe, doch Patterson entpuppte sich als wahrer Sadist – eine Seite, die sie nicht an ihm kannte. Er schwieg beharrlich wie ein Grab.

Zuletzt tauchte das Shuttle in den dichten Strom von Arbeitskapseln, Wartungsrobotern, Ausrüstungs- und Frachttransportern ein, die die gewaltigen Werftkomplexe von Utopia Planitia umschwirrten, einer der größten Planungs-, Entwicklungs- und Konstruktionsstätten der Sternenflotte in der gesamten Föderation. Spätestens jetzt ahnte Janeway, dass Pattersons Ziel irgendwo innerhalb des Areals der zwei Dutzend Trockendocks und Raumbasen des Ingenieurscorps liegen musste.

Sie sollte sich nicht irren. Mit einem überraschenden Sinn für Dramatik hatte Patterson die Fähre so manövriert, dass eines der Raumschiffe in einem an Backbord gelegenen Raumdock bis zum letzten Moment vor Janeways Blicken verborgen blieb. Jetzt aber geriet es in den Fokus ihrer Aufmerksamkeit, als der laterale Schub eine langsame Drehung des Shuttles bewirkte.

Janeway sah nichts anderes. Die Zeit schien sich für einen Augenblick auszudehnen. Das feingliedrige Gitterwerks des Gerüstes, in dem das noch nicht vollkommen fertiggestellte Schiff schwebte, schien gar nicht zu existieren. *Nichts* schien es in diesem Moment zu geben außer diesem Raumer, und falls doch, dann waren das Raumdock und die vielen an ihm und um es herum glühenden Lichter nur eine mit funkelnden Edelsteinen gespickte Skulptur im All, deren Zweck allein darin bestand, Symmetrie und Schönheit dieses einen Schiffes hervorzuheben. Seine schnittige Eleganz unterschied sich von dem Erscheinungsbild anderer Sternenflotten-Schiffe, die sie kannte. In diesen Sekunden glaubte Janeway, einen Gepard zu sehen oder einen Orca, schnell, unermüdlich und doch voller Anmut.

Endlich brach Patterson sein Schweigen, und er tat es mit sichtlicher Freude. „Das ist die *Voyager*.“, sprach er. „*Intrepid*-Klasse. Sie ist nach dem erfolgreichen Test des *Intrepid*-Prototypen das erste reguläre Schiff ihrer Klasse.“

Janeway war gar nicht aufgefallen, wie sie sich von ihrem Platz erhoben hatte, um das Schiff noch besser in Augenschein nehmen zu können. „Ich wusste nichts von einer solchen Schiffsklasse.“

„Das Oberkommando wollte es nicht an die große Glocke hängen, ehe die Bauphase noch nicht abgeschlossen wurde.“, entgegnete Patterson. „Aber ich bin schon jetzt davon überzeugt, dass die *Voyager* das Zeug dazu hat, die Flotte zu revolutionieren. Wenn sich die Hoffnungen der Ingenieure erfüllen, wird sie mit einer Höchstgeschwindigkeit von Warp neun Komma neun sieben fünf unterwegs sein können.“

Janeways Augen wurden größer. „Neun Komma neun sieben fünf?“, wiederholte sie erstaunt.

„Oh, sie hat noch einiges mehr zu bieten.“, fuhr Patterson schmunzelnd fort. „Das Impuls- und Manövertriebwerk ist in Verbindung mit den Navigationssensoren so leistungsfähig, dass sie auch in gefährlichen Raumregionen, wie zum Beispiel Plasmastürmen, operieren kann… Sie ist das erste Schiff dieser Größenordnung, das standardmäßig für Atmosphärenflüge geeignet ist…“

Das Shuttle flog nun dicht am gewölbten Bug vorbei, um anschließend eine Flanke des prächtigen Schiffes zu passieren. Janeway nahm alle Einzelheiten in sich auf und merkte, wie sehr sie von der *Voyager* fasziniert war. Die niedrig angebrachten Warpgondeln an den kurzen

Stutzen deuteten auf ein Antriebspotenzial hin, das weit über die Kapazität der *Bonestell* und anderer Raumer hinausging. Der glatte Übergang zwischen primärem und sekundärem Rumpf wirkte aerodynamisch im Vergleich mit den meisten anderen Sternenflotten-Einheiten.

„Und um das Wichtigste nicht zu verschweigen: Bei der *Voyager* sind einige traditionelle isolineare Schaltkreissysteme durch bioneurale Gelpacks ersetzt worden, die synthetische Nervenzellen enthalten. Sie organisieren Informationen besser, und dadurch wird die Reaktionszeit erheblich reduziert."

Janeway stand für einen Augenblick die Kinnlade offen. „Ich wusste, dass die Sternenflotte mit bioneuralen Schaltsystemen experimentiert, aber ich hatte keine Ahnung, dass sie schon so weit ist, sie in einem Schiff zu verbauen…" Instinktiv schnappte sie nach Luft. „Wann wird sie startklar sein?"

„Vorausgesetzt, wir bleiben im Zeitplan: Vielleicht schon in sechs oder sieben Monaten." Plötzlich spürte Janeway, wie Patterson eine Hand auf ihren Arm legte, eine warme, väterliche Berührung. „Und nun schlage ich vor, Sie setzen sich wieder, Kathryn." Infolge dieser Aufforderung drehte sie den Kopf und suchte seinen Blick. Der verhieß ein kommendes Paradies. „Sie wird *Ihr* Schiff sein. *Sie* werden die *Voyager* zu den Sternen führen."

Kapitel 4

März 2371

Es fiel Kes nicht leicht, durch die Öffnung in den Zugangstunnel zu klettern. Auf der anderen Seite ließ sie sich fallen, doch der Boden lag hier tiefer als sie erwartet hatte. Entsprechend hart war der Aufprall. Eine Zeitlang blieb sie sitzen und rieb sich den Fußknöchel, bis das schmerzhafte Pochen aus ihm verschwand.

Sie befand sich in einem beengten Schacht mit steinernen Wänden, an denen eine alte, metallene Treppe emporführte. In regelmäßigen Abständen waren Leuchtmodule in die Wände eingelassen, aber die meisten von ihnen waren erloschen, und von den übrigen ging nur noch ein schwacher, flackender Schein aus. Kes sah nach oben, in der Hoffnung, das Ende des Schachtes ausmachen zu können, doch die Treppe verlor sich in der Dunkelheit.

Sie blickte zurück zur Öffnung, die unerreichbar weit über ihr lag. Selbst, wenn sie es sich jetzt anders über-

legte: Eine Rückkehr aus eigener Kraft war unmöglich. Natürlich konnte sie warten – irgendwann würde Daggin sie vermissen, und seine Suche führte ihn bestimmt hierher. Aus diesem Grund musste sie rasch handeln und durfte sich kein Zögern leisten.

Kes atmete tief durch und versuchte, die Nervosität aus sich zu verbannen, bevor sie den Fuß auf die erste Stufe setzte. Die Treppe wackelte ein wenig, trug aber ihr Gewicht.

Langsam stieg sie hoch, um nicht vorzeitig zu ermüden. Sie wusste nicht, wie viele Treppenstufen sie hinter sich bringen musste, aber bestimmt war der Weg sehr weit. Sie würde all ihre Kraft brauchen. Worauf sie sich eingelassen hatte, würde ihr ihre gesamte Energie abverlangen.

Während des Aufstiegs kehrten ihre Gedanken zu den letzten Wochen zurück, die nicht nur bemerkenswert gewesen waren, sondern auch schmerzhaft…

Vor gut einem Monat hatte für ihren Vater das Morilogium begonnen. Infolgedessen kam es zu einer raschen Alterung, die das Ende des Lebens ankündigte. Allmählich wurde er schwächer und schwächer, bis er das Bett nicht mehr verlassen konnte. Kes und ihre Mutter blieben an seiner Seite, wie es Brauch bei den Ocampa war. Gemeinsam erinnerten sie sich an die glücklichen Momente des Familienlebens. Dieser Vorgang sollte dem

Sterbenden den Übergang zur nächsten Existenzphase erleichtern und den Angehörigen helfen, sich mit dem bevorstehenden Verlust abzufinden.

Doch bei Kes schien es nicht zu funktionieren – sie war von tiefer Trauer ergriffen. Zwar bemühte sie sich, Benaren und Martis nichts davon zu zeigen, doch sie waren zu klug und kannten ihre Tochter zu gut, um sich von ihr täuschen zu lassen. Die Zeremonie des Abschieds diente immer mehr dazu, Kes zu helfen, mit ihrem Kummer fertig zu werden, bis sie ebenso wie ihr Vater imstande war, seinen Tod als unvermeidlich zu akzeptieren. Seine letzten Worte kündeten von tiefer Liebe für Tochter und Frau. Und dann starb er friedlich.

Nach dem letzten Atemzug ihres Vaters spürte Kes eine enorme Stille und Leere in sich. Ihre Mutter schien das zu erkennen, denn sie wandte sich ihr zu, ergriff sie an den Schultern und sagte: „Erfülle Deinen Traum. Wir halten Dich nicht länger auf. Du musst die Sonne sehen."

Die schwarze Leere verschwand, und Kes fühlte sich wie beflügelt. Die Großzügigkeit ihrer Mutter war erstaunlich. Sie erlaubte Kes etwas, das sie vielleicht für immer von ihr trennte. Aber sie wusste auch, dass Kes für ihre Sehnsucht brannte; dass sie aufbrechen musste, um ihren eigenen inneren Frieden zu finden. Sie konnte und wollte ihrer Tochter nicht verwehren, was diese sich

mehr als alles andere wünschte. Die Zeit der Konflikte war vorbei.

Ja, sie wollte die Sonne sehen. Sehen, mit eigenen Augen. Spüren, auf der Haut. Alles in ihr verlangte nach diesem einen magischen Moment, das Licht und die Wärme in sich aufzunehmen. Dies war ihr Antrieb, der bewirkte, dass sie auch weiterhin eine Stufe nach der anderen hinter sich brachte, selbst dann, als ihre Beine nach Tausenden von Stufen schmerzten und zitterten. Sie würde nicht aufgeben.

Gelegentlich hielt sie inne, um etwas zu essen und zu trinken – sie hatte daran gedacht, Verpflegung mitzunehmen. Anschließend stand sie wieder auf und machte sich erneut daran, die Treppe hochzusteigen. Manchmal hielt sie sich am Geländer fest, wenn sie über lockere Metallstufen hinwegtreten musste. An keiner Stelle wirkte die Treppe wirklich stabil. Immer wieder wallte die Befürchtung in Kes auf, dass sie von einem Augenblick zum anderen unter ihr nachgeben konnte – dann würde sie Hunderte von Metern tief in den Tod stürzen.

Dennoch: Sie setzte den Weg fort, unerbittlich. Irgendwann verlor sie das Zeitgefühl und bewegte sich wie in Trance. Die Realität reduzierte sich auf ihre Füße, die Stufen und das matte, flackernde Licht der Leuchtmodule. Ihre Gedanken trieben dahin. Sie erinnerte sich an ihren Vater, an seine Weisheit, seine Sanftmut. Was

sie jetzt unternahm, geschah zu seinen Ehren, denn er hätte sie ebenso unterstützt wie ihre Mutter.

Ein wenig Reue nagte an ihr, als sie an Martis dachte. Vielleicht hätte sie nicht sofort aufbrechen sollen. Vielleicht wäre es besser gewesen, etwas Zeit mit ihrer Mutter zu verbringen, bis sie sich beide an ein Leben ohne Benaren gewöhnt hatten. Aber Kes wusste auch, dass Martis stark war; stark genug, um Kes zu drängen, das Geschenk der Freiheit anzunehmen.

Sie konnte nicht sagen, wie lange sie das seltsame Geräusch schon hörte. Sie wurde sich seiner Präsenz nach und nach bewusst, begriff dann, dass es schon seit einer ganzen Weile an ihre Ohren drang. Ein solches Geräusch hatte sie noch nie zuvor vernommen, und sie verharrte kurz auf der Treppe, um zu lauschen.

Sie rief sich jene alten Aufzeichnungen ins Gedächtnis zurück, die Beschreibungen über den Weg durchs Innere des Planeten enthielten. Ein solches Geräusch war nirgends erwähnt worden. Aber es existierte zweifellos und wurde umso lauter, je höher sie kletterte. Kes spürte, wie die Anspannung in ihr wuchs.

Dann erreichte sie tatsächlich das Ende der Treppe. Ein Tunnel schloss sich an, ähnlich beschaffen wie die am Rand der Stadt. Kes befand sich in einer Höhle. Die Oberfläche konnte nicht mehr weit entfernt sein.

Weiter vorn bemerkte sie ein vages Glühen. Es wurde heller, als sie sich ihm näherte. Es dauerte nicht lange, bis sie vor dem Phänomen stand, von dem sowohl das Glühen als auch das summende Geräusch stammten. Eine knisternde, grüne Energiebarriere reichte von einer Höhlenwand zur anderen. Sie waberte und zischte vor Kes, wirkte ganz und gar tödlich. Ein beißender Geruch ging davon aus und verstärkte die Aura der Gefahr.

Dies musste eine der Barrieren sein, die der Fürsorger errichtet hatte. Sie existierte immer noch, nach all den Generationen. Bedeutete es, dass von der Oberfläche nach wie vor eine Gefahr ausging? Oder hatte der Fürsorger sie einfach bestehen lassen?

Kes fragte sich, wie sie auf die andere Seite gelangen sollte. Zwar weigerte sich alles in ihr aufzugeben, aber die zischende Energiebarriere wirkte schon sehr abschreckend. Sie hob einen Stein auf und warf ihn nach der Barriere. Er blieb in dem Wabern haften, ging eine halbe Sekunde später in Flammen auf, fiel zu Boden und verwandelte sich in Asche.

Kes setzte sich, sah zur Barriere und wollte sich trotz des erschreckenden Resultats ihres Wurfes nicht geschlagen geben. Aufmerksam beobachtete sie die Energie und suchte nach einer Möglichkeit, die andere Seite zu erreichen. Langsam glitt ihr Blick über die energeti-

sche Schicht. Nach einer Weile fiel ihr etwas auf: Die Energie schien ungleichmäßig verteilt zu sein.

Hier und dort zeigten sich gelbe Schlieren im Grün, hervorgerufen vielleicht von Temperaturunterschieden, die auf weniger starke Energie hinwiesen. An der rechten Seite bemerkte Kes einen langen Streifen aus blassem Gelb. Wenn es dort eine schwache Stelle gab – ließ sich die Energiestruktur irgendwie noch weiter schwächen?

Aber wieso sollte jemand so Perfektes wie der Fürsorger Schwachstellen zulassen? Das war ein Widerspruch in sich. Bedeutete es, dass an den Gerüchten wirklich etwas dran war und es um den so sehr verehrten Schutzpatron der Ocampa nicht mehr so gut bestellt war?

Kes ergriff weitere, größere Steine und warf sie nach dem gelben Streifen. Sie verdampften und verbrannten, aber jeder Kontakt sorgte dafür, dass der gelbe Bereich noch blasser wurde.

Mit großer Geduld und Zähigkeit warf sie einen Stein nach dem anderen – zum Glück gab es hier in der Umgebung genug davon –, bis schließlich eine Lücke in der Barriere entstand. An der Höhlenwand gab es nun einen Bereich ohne zischende Energie. Wenn sie es schaffte, die Lücke ein wenig zu verbreitern…

Einige Zeit und viele Steine später glaubte Kes, dass die Lücke groß genug war, um sie passieren zu lassen. Sie näherte sich der Barriere, in der sie inzwischen eine böswillige Entität sah, die wütend zischte, weil man sie schlecht behandelt hatte. Und genau genommen stimmte das ja. Sie hatte nicht nur der Barriere geschadet, sondern auch den heiligen Geboten ihres Volkes, den Vorgaben des Fürsorgers. Zu was machte sie das?

Mit dem Rücken an die Höhlenwand gepresst schob sich Kes Zentimeter um Zentimeter durch die Lücke. Kochende Hitze ging von der Barriere aus, versengte ihr fast die Haut, und der beißende Geruch ließ Übelkeit in ihr entstehen, während sie sich vorsichtig weiterschob.

Dann langte sie auf der anderen Seite an. Sie hatte es geschafft! Kes verspürte prickelnde Aufregung, denn ihr Instinkt teilte ihr mit, dass sie nicht mehr weit vom Ziel ihrer Reise entfernt sein konnte.

Rasch lief sie durch den Tunnel. An einer Stelle bemerkte sie Licht, das durch Risse in der Wand sickerte – eine Öffnung!

Innerhalb weniger Sekunden war sie dort, stieß Felsbrocken und Erde beiseite. In kurzer Zeit schuf sie ein Loch, groß genug, um sie passieren zu lassen. Ungeduldig kroch sie nach draußen…

…und Sonnenlicht gleißte ihr entgegen.

Völlig ungewohnte Helligkeit blendete sie, brannte in den Augen. Aus einem Reflex heraus senkte sie die Lider, doch dann hob sie sie wieder, ganz vorsichtig. Kes wollte unbedingt feststellen, wie die Oberfläche aussah.

Vor ihr erstreckte sich eine große Ebene, ein rötliches Ödland. Sand, Sand und noch mehr Sand, in jede Richtung, wohin sie auch blickte. Hier gab es seit so langer Zeit kein Wasser mehr, dass der Boden wie geschrumpelt wirkte und zahllose Risse aufwies. Die Felsen dazwischen muteten an wie Trittsteine eines Riesen. Rechts und links, jeweils einige Kilometer entfernt, hoben sich die Ufer des ausgetrockneten Flusses einstigem Schwemmland entgegen. Die Trockenheit hatte das Leben verschlungen, bis nur noch Staub übrig blieb, durchsetzt mit kleinen Inseln aus farnartigem Gestrüpp.

Allmählich gewöhnten sich ihre Augen an die Helligkeit. Daraufhin hob sie die Lider noch etwas mehr, um die gewaltigen Ausmaße dieses Ortes zu bestaunen.

Nie zuvor in ihrem Leben hatte ihr Blick über eine so große Distanz gereicht. Über ihr erstreckte sich nicht länger das Felsgestein einer Höhle, sondern weites, offenes Blau. Der Himmel. Man drohte, in ihm verloren zu gehen, so gewaltig war er. Und an ebendiesem Himmel hing die Sonne, strahlte viel zu hell, als dass sie sie direkt hätte betrachten können.

Ein weiteres Wunder kam hinzu: helle Blitze, die über dem Himmel rasten, auf einen fernen Berggipfel zu – die Energietransporte des Fürsorgers. Im Laufe der knapp zwei Jahre, die ihr Leben bereits währte, hatte Kes das von ihnen verursachte dumpfe, unterschwellige Pochen gehört, stetig und beruhigend wie der mütterliche Herzschlag im Mutterleib.

Sie sah die Öffnung, durch die sie an die Oberfläche geklettert war, die beiseite gestoßenen Steine. Ein so starker Instinkt, dass er fast einer mentalen Stimme gleichkam, verlangte von ihr, das Loch zu verbergen und auch ihre Spuren im Sand zu verwischen. Sie wusste genau, wo sich die betreffende Stelle befand, aber jemand anderes konnte sie nicht finden – aus irgendeinem Grund hielt Kes das für wichtig. Anschließend wandte sie sich wieder dem grandiosen Panorama zu.

Zwar war es heiß, sogar sehr heiß, aber Kes erschauerte plötzlich, als sie begriff: Sie hatte es tatsächlich geschafft. Es war ihr gelungen, Angst und Ignoranz zu überwinden und das zu bewerkstelligen, was die meisten Ocampa fürchteten: Sie hatte die Sicherheit der subplanetaren Stadt verlassen und war ins Unbekannte vorgestoßen. Sie war eine Entdeckerin!

Und jetzt? Wie ging es jetzt weiter? Wenn es auf der Oberfläche des Planeten niemanden mehr gab – wie sollte sie sich dann Nahrung und Wasser beschaffen?

Von der mitgenommenen Verpflegung war kaum mehr etwas übrig, und ganz offensichtlich hatte sich die Welt nicht von der Erwärmung erholt. Hatte sie ernsthaft etwas anderes glauben wollen?

Wenn sie zur Stadt zurückkehrte und von dem berichtete, was sie erreicht und gesehen hatte – welches Resultat würde sich daraus ergeben? Bestimmt war niemand bereit, ein kühles und sicheres Heim zu verlassen, in dem es genug Wasser und Energie gab, um sich in einer Wüste niederzulassen.

Was also hatte Kes im Grunde erreicht? Hatte ihr Akt des Aufbegehrens ihrem Volk irgendwelche neuen Perspektiven eröffnet?

Ich habe die Sonne gesehen., gewahrte sie sich. Es mochte keine zufriedenstellende Antwort sein, aber allein sie rechtfertigte ihre Anstrengungen, und dieses Erfolgserlebnis konnte ihr niemand mehr nehmen.

Vielleicht sollte sie sich jetzt auf den Rückweg begeben, um diese Erfahrung mit ihrer Mutter und der Farmgruppe zu teilen, um zu versuchen, die Ocampa von ihrer obrigkeitsgläubigen, tradierten Lethargie zu befreien, sie aktiver und unabhängiger werden zu lassen, so wie damals, bevor der Fürsorger ihnen alle Mühen abzunehmen begonnen hatte. Ein neues Denken war für das Überleben und die Entfaltung ihres Volkes sehr wichtig.

Kes begriff plötzlich, dass sie sich ein ganzes Stück von der kleinen Tunnelöffnung zwischen einigen Felsen entfernt hatte. Sie wusste nicht mehr genau, wo sich das Loch befand, hielt danach Ausschau, als sie das Pochen hörte.

Es war ein anderes Pochen als jenes, das die Energieimpulse verursachten. Es kam einer dumpfen Vibration gleich, die Kes eher fühlte als hörte. Sie legte sich hin und hielt ein Ohr an den roten Boden, vernahm das Geräusch deutlicher: ein Trommeln, wie sie es noch nie gehört hatte. Sie stand wieder auf, blickte über die Wüste und suchte nach der Ursache des seltsamen Geräusches.

Sie bemerkte zwei Gestalten, die sich ihr schnell näherten – schneller als jemand laufen konnte. Mit erhobener Hand schirmte sie sich die Augen ab und versuchte, die Fremden zu erkennen. Als sie sich näherten, stellte sie fest, dass es eigentlich vier Gestalten waren: Zwei Tiere liefen mit vier Beinen und trugen zwei Männer auf ihrem Rücken. Die Tiere hatten langes Fell, und sie erschienen Kes faszinierend. Gebannt beobachtete sie die Geschöpfe, die genau auf sie zuhielten.

Die beiden Männer auf den Tieren waren sehr groß und kräftig. Sie trugen sonderbaren Schmuck in ihrem zerzausten, ungekämmten Haar.

Die Tiere liefen direkt auf sie zu. Kes stellte fest, dass sie vor der Mischung aus Furcht und Faszination wie gelähmt war. Sie wagte es nicht, sich zu bewegen, sah darin auch gar keinen Sinn, denn sie konnte sich nirgends verstecken.

Dann, auf den Befehl der Reiter hin, hielten die Tiere plötzlich an. Schnaubend standen sie da, scharrten mit den Hufen und schienen es kaum abwarten zu können, erneut loszulaufen.

Kes sah zu den beiden Reitern auf. Ihre Gesichter konnte sie nicht erkennen, denn die Sonne stand direkt hinter ihnen.

Eine tiefe, knurrende Stimme erklang: „Sieh einer an… Welchen hübschen Käfer haben wir denn da, mitten im Nirgendwo?“

Erst rückblickend würde Kes wissen, dass der Moment, da sie den Kazon-Ogla zum ersten Mal begegnete, das Ende ihrer Kindheit darstellte. Von nun an änderte sich alles, einfach alles.

Kapitel 5

Februar – April 2371

Das Einflussgebiet der Kazon unterschied sich dadurch, dass es auf den ersten Blick schwer zu erkennen war. Neelix hatte im Laufe seiner Karriere als interstellarer Desperado eine Menge größerer und kleinerer, guter und schlechter Völker kennengelernt. Die Meisten von ihnen waren in ihrer Präsenz unverkennbar gewesen; die Machtsphäre hatte man förmlich riechen können.

Bei den Kazon war das anders. Es gab keine Zentralgewalt, sondern eine große Zahl verschiedener Sekten, die miteinander rivalisierten und sich teilweise stark voneinander unterschieden. Sie waren miteinander immer wieder im Clinch, und ihre nomadenhafte, teils räuberische Lebensweise führte dazu, dass sie nicht so sesshaft und stationär waren wie viele andere Spezies. Die Netze, die sie mit benachbarten, kleineren Mächten eingingen, waren oft von subtiler Natur und extrem unstet. Das bot aber auch eine gute Möglichkeit, um etwas zu verweilen.

Neelix fand die meisten Kazon, denen er begegnete, dünkelhaft, prahlerisch und aufgeblasen. An Moral schien es ihnen ebenso zu mangeln wie an Intellekt oder Schläue. Sie hielten viel von sich selbst, obwohl die meiste Technologie, derer sie sich bedienten, gestohlen zu sein schien. Ihre Raumschiffe wurden nicht richtig gewartet und die Außenposten wirkten schäbig. Sie verfügten nicht über die notwendigen Ressourcen, um ihre Situation zu verbessern, schlugen sich mehr schlecht als recht durch. Die Voraussetzungen für einen profitablen Tauschhandel waren dadurch hervorragend, denn die Kazon brauchten immer etwas, um ihre Schiffe zu reparieren oder Verteidigungssysteme zu modernisieren.

Der Umgang mit den verschiedenen Sekten fiel Neelix relativ leicht, denn er beachtete gewisse Dinge: Er respektierte ihre Regeln und Kodexe, achtete darauf, niemanden zu provozieren oder zu beleidigen, und hielt sich die ganze Zeit über den Rücken frei.

Schließlich erreichte er einen Planeten, auf dem Kazon-Ogla schürften. Bei ihnen, so erfuhr er, galt Wasser als ganz besondere Kostbarkeit, denn der Planet war eine Wüste, heiß und trocken. Aber es gab dort Cormalin-Erz, für das andere Sekten gern Wasser lieferten. Diese Situation des gegenseitigen Bedarfs bot Neelix Möglichkeiten, die er nicht ignorieren konnte.

Er plante, sich als Zwischenhändler zu betätigen. Zuerst wandte er sich an die Kazon-Sara und bot ihnen an, den Ogla Wasser zu bringen. Als Gegenleistung verlangte er einen gewissen Prozentsatz der transportierten Flüssigkeit. Die Sara erklärten sich einverstanden, wobei der Umstand, dass sich ihre Schiffe in einem sehr schlechten Zustand befanden, eine gewisse Rolle spielte.

Anschließend begab sich Neelix zu den Ogla und bot ihnen das Wasser an, auch seinen eigenen Anteil. Er nahm dafür Cormalin entgegen und einigte sich mit den Ogla darauf, einen bestimmten Prozentsatz davon einzubehalten, als Bezahlung für den Transport zu den Sara. Nach einigen Flügen dieser Art verfügte er über einen nicht unbeträchtlichen Vorrat an Wasser und Erz.

Er hätte bei den Kazon gut verdienen können, wenn nicht etwas völlig Unerwartetes in sein Leben getreten wäre. Es geschah etwas, das er absolut nicht erwartet hatte. Er verliebte sich.

Zum ersten Mal sah er sie während eines typischen Besuchs bei den Ogla. Er kam von den Sara und brachte Wasser, das die Kazon-Schürfer noch dringender als zuvor brauchten – schon seit Wochen war Neelix nicht mehr bei ihnen gewesen. Er landete sein kleines Schiff namens *Baxial* unweit der Bergbaukolonie, die einen ziemlich heruntergekommenen Eindruck machte. In der Nähe gab es einige Ruinen, die an die früheren Bewoh-

ner des Planeten erinnerten, wer immer sie auch gewesen sein mochten und was mit ihnen geschehen war.

Neelix betrat das steinerne Gebäude, das die Ogla als Schutz vor der gnadenlosen Wüstensonne errichtet hatten, und sofort spürte er, wie die Temperatur um mindestens zwanzig Grad sank. Darüber hinaus herrschte im Innern des Bauwerks eine Düsternis, die er nach dem grellen Licht draußen als regelrechte Erleichterung empfand. Hier und dort standen Einrichtungsgegenstände im Raum, die ebenso abgenutzt wirkten wie alles andere, und an den Wänden stapelten sich Kisten. Es war ein freudloser Ort, obgleich er Schutz bot vor der Hitze. Alles in allem war Neelix dankbar, dass er hier nur wenig Zeit verbringen musste.

Er sah Jabin, den mächtigen und skrupellosen Maje dieses Bergbaustamms. Der Ogla saß auf einem breiten Lehnstuhl und schwitzte; feiner weißer Staub bedeckte jeden Quadratzentimeter seines massigen Leibs. In seinem verfilzten Haar steckten Dinge, die nach Abfall aussahen. Alle Kazon schmückten ihr flechtenartiges Haar auf diese Weise, aber Neelix hatte nie danach gefragt, ob mehr dahinter steckte als nur eine ziemlich absurde Mode. Er versuchte, nicht die Nase zu rümpfen, als er den von Jabin ausgehenden Körpergeruch wahrnahm.

„Haben Sie Wasser gebracht?“, knurrte der große, hünenhafte Mann, als Neelix eintrat.

Neelix setzte sich sein bestes Händlergesicht auf. „Ja, mein guter Freund.“, entgegnete er übermelodisch. „Ich habe mehrere Fässer mitgebracht. Sie enthalten kühles, herrlich frisches Wasser, das Ihren Durst auf sehr angenehme Weise stillen dürfte.“

Jabin brüllte einen Befehl, den Neelix nicht verstand, und sofort kam es in dem schummerigen Raum zu Aktivitäten, die der Talaxianer mehr spürte als sah. Eines der Fässer wurde herbeigebracht und neben Jabin gestellt, der erneut etwas rief.

Kurze Stille folgte, und dann näherte sich jemand, trat aus den Schatten im rückwärtigen Bereich des großen Raums. Neelix beobachtete die Gestalt, die sich durch ihre Zierlichkeit deutlich von den Kazon unterschied.

Sie war eine junge Fee, eine Nymphe, eine Erscheinung von ätherischer Schönheit. Helles, ungekämmtes Haar bedeckte den Kopf und umrahmte ein Gesicht, bei dessen Anblick jedem Mann der Atem gestockt hätte. Große Augen, blau wie der Himmel an einem Frühlingsmorgen, blickten traurig ins Leere. Trotz ihrer hinreißenden Schönheit wirkte sie einsam und voller Melancholie. Als sie den Kopf drehte, bemerkte Neelix zarte, wie Schwingen geformte Ohren – Merkmal eines Volkes, das er nicht kannte. Sie wirkten sehr ungewöhnlich und betonten die Schönheit der jungen Frau.

Sie kam näher, und daraufhin fiel Neelix noch etwas anderes auf. Hier und dort zeigte ihre elfenbeinfarbene Haut purpurne Verfärbungen, für die es nur eine Erklärung geben konnte: Man hatte sie geschlagen. Sie war misshandelt worden. Womöglich war ihr sogar noch Schlimmeres zuteil geworden – bei den Kazon leicht vorstellbar.

Die Fremde schien ihre Pflicht zu kennen. Sie nahm Tassen von einem nahen Tisch, kniete vor dem Fass, füllte die beiden Tassen mit kostbarem Wasser und reichte sie Jabin und Neelix.

Der Talaxianer begriff plötzlich, dass er die junge Frau anstarrte, aber sie hielt den Blick gesenkt, aus Respekt. Oder, was Neelix für wahrscheinlicher hielt, aus Furcht davor, Jabins Zorn zu wecken.

Der Maje lachte, und es klang wie ein kehliges Knurren. Neelix wandte den Blick von der Fremden ab und sah den Kazon an, der ihn mit spöttischer Erheiterung musterte. Verlegenheit stieg in ihm empor, verfärbte seine Wangen.

„Sie ist sehr schön, nicht wahr? Ein hübsches, junges Ding. Aber damit hören ihre Vorzüge auch schon auf. Als Sklavin ist sie völlig wertlos. Ermüdet zu schnell, hält keine Hitze aus und hat überhaupt keine Kraft. Es ist nicht mehr als Dreck in einer wertlosen, wenn auch nett anzusehenden Hülle.“

Etwas in Neelix regte sich, aber er versuchte auch weiterhin gelassen zu wirken. „Das sehe ich.“, sagte er und hoffte, dass seine Stimme möglichst gleichgültig klang. „Sie ist wirklich ziemlich abgemagert und klapprig. Wer weiß, vielleicht ist sie sogar krank.“ Er legte eine kurze Pause ein, um dem Maje Gelegenheit zu geben, über seine Worte nachzudenken. „Ich könnte Arbeit in einem Haushalt für sie finden – falls Sie bereit sind, sie zu verkaufen. Sie brächte Ihnen einige Wasserfässer ein.“

Jabin kniff die Augen zusammen und maß Neelix mit abschätzendem Blick. „Vergessen Sie es. Sie ist kalt wie Eis.“

Neelix zuckte mit den Schultern. „Ich habe vor allem daran gedacht, was ich für sie bekommen könnte. Ich kenne einige Familien, die an einem Dienstmädchen interessiert wären.“

Jabin schnaubte, trank einen Schluck Wasser und zeigte dabei eine Behutsamkeit, die in einem sonderbaren Kontrast zu seinem wilden Erscheinungsbild stand. Diese Kazon hatten gelernt, ihr Wasser sorgfältig zu rationieren, keinen Tropfen zu verschwenden und jeden noch so kleinen Schluck zu genießen. „Als Arbeiterin ist sie für mich nichts wert, aber sie verfügt über Informationen, die ich von ihr haben will. Bisher hat sie sie nicht preisgegeben, doch ich kenne gewisse Methoden, um sie zum Sprechen zu bringen.“

In Neelix verkrampfte sich etwas. Dieser Mistkerl war für ihre Blessuren verantwortlich. Ganz offensichtlich hatte er die junge Frau gequält, und vielleicht hatte er sie sogar gefoltert und vergewaltigt. Irgendwie musste Neelix verhindern, dass ihr dieses Schicksal weiter zuteil wurde. Er suchte nach einer Möglichkeit, während er das Gespräch mit Jabin fortsetzte, um Zeit zu gewinnen. „Informationen? Welche ähm… Informationen könnte ein so armseliges Geschöpf denn haben?“

„Ihr Volk lebt im Innern des Planeten, geschützt von einer Entität, die ihm Energie schickt. Unglaubliche Mengen an Energie. Sind Ihnen die Impulse denn nicht aufgefallen, die in regelmäßigen Abständen auf die Oberfläche geschickt werden? Sie werden hinuntergeleitet, in die Tiefe.“ Jabin fuhr sich durch den zotteligen Bart, aus dem Sand und Staub fielen. „Wenn mir ein Weg nach unten bekannt wäre, könnten wir diese Energie für uns nutzen. Und Wasser haben sie in ihren unterirdischen Kavernen bestimmt im Überfluss. Und dann, kleiner Mann, wäre ich nicht auf die Hilfe von habgierigen Tauschhändlern wie Ihnen angewiesen.“

Neelix fand diese Hinweise bemerkenswert. Ein ganzes Volk, das im Innern eines Planeten lebte? Von so etwas hörte er zum ersten Mal. Und was hatte es mit der schützenden Entität auf sich? Er fand die ganze Sache überaus faszinierend. „Wenn die Wesen im Innern dieser

Welt leben… Wie haben Sie dann diese junge Frau gefunden?“

Jabin lachte verächtlich. „Weil sie zu neugierig war. Sie wollte unbedingt wissen, was sich an der Oberfläche befindet. Sie hat irgendwie einen Weg hierher gefunden. Kurz darauf haben wir sie schon geschnappt. Dummes Ding. Ich behalte sie hier, bis sie mir sagt, was ich wissen will. Ich werde die Einzelheiten schon noch aus ihr herauspressen.“

Entsetzen zitterte in Neelix. Er durfte auf keinen Fall zulassen, dass Jabin diesem lieblichen Geschöpf weiteres Leid zufügte. Er blickte zu ihr und stellte fest, dass ihn die junge Frau ansah. Verzweiflung leuchtete in ihren großen, blauen Augen. Etwas bewegte sich hinter Neelix‘ Stirn, und dann glaubte er etwas in der Sphäre seines Bewusstseins zu hören.

Bitte… Hilf mir…

Konnte es möglich sein, dass die Fremde telepathisch mit ihm kommunizierte, oder bildete er sich das nur ein? Wurde er Opfer seiner eigenen Sehnsüchte? Sein Mitleid war echt, und es war von enormer Intensität.

Neelix war weiterhin bemüht, sich seine Konfusion nicht anmerken zu lassen. Er behielt seinen neutralen Gesichtsausdruck bei, so als schätze er den Wert der jungen Frau ein.

„Schicken Sie sie fort, Jabin.“, sagte er plötzlich. „Ich möchte allein mit Ihnen reden.“

Jabin winkte, und die Nymphe verließ den Raum. Neelix wandte sich an den Maje und lächelte hintergründig. „Geben Sie mir Gelegenheit, Zeit mit ihr zu verbringen. Allein. Ich glaube, ich kann Ihnen die Informationen beschaffen, die Sie möchten.“

Der große Kazon ließ den Atem abrupt entweichen, brachte auf diese Weise Missmut zum Ausdruck. „Wieso sollten Sie dazu imstande sein, Talaxianer?“, fragte er.

„Bei meinem Volk gibt es eine Redensart: Süßes holt den Tillah-Vogel, Saures schickt ihn fort. Mit Gewalt ist es Ihnen offenbar nicht gelungen, Auskunft von ihr zu bekommen. Lassen Sie mich versuchen, ihr Vertrauen zu gewinnen. Bevor sie es merkt, wird sie mir alles ausgeplaudert haben. Vertrauen Sie mir: Ich bin ein Experte, wenn es darum geht, Leute zum Reden zu bringen.“

Jabin schwieg und starrte zu Boden. Neelix hielt es für ein gutes Zeichen, dass der Maje seinen Vorschlag nicht sofort abgelehnt hatte. Er war wirklich ein schlichtes Gemüt, nicht sonderlich hell. Einige Sekunden verstrichen, dann sah Jabin auf. „Wie viel Zeit brauchen Sie?“

„Einige Wochen vielleicht? Es hängt davon ab, wie schnell sich die Beziehung zwischen uns entwickelt.“

„So lang? Na gut, schaden kann es nicht. Für Sie will ich hoffen, dass Sie erfolgreich sind.“

Neelix schluckte. „Die Informationen werden Sie etwas Cormalin kosten. Bloß ein bescheidener Beitrag.“

Wieder folgte Stille. Neelix konzentrierte sich darauf, unbesorgt zu wirken, so als ginge es bloß ums Geschäft. Er durfte Jabin auf keinen Fall zu verstehen geben, wie wichtig es für ihn war, die junge Frau zu schützen, ihr Sicherheit zu gewähren, bis er eine Möglichkeit fand, sie aus den Fängen der Ogla zu befreien. Denn er wusste plötzlich, dass er genau das machen musste, und es hatte nichts mit seinen wirtschaftlichen Interessen zu tun.

Schließlich hob Jabin den Kopf und trank erneut einen vorsichtigen Schluck. „Na schön, wir versuchen es. Aber wenn Sie innerhalb von drei Wochen keinen Erfolg erzielen, ist unsere Übereinkunft nichtig. Dann greife ich auf meine eigenen Methoden zurück. Und wir beide werden uns im Übrigen zum letzten Mal gesehen haben, Talaxianer. Und noch etwas: Wenn Sie etwas ausplaudert, dann kommen Sie direkt zu mir und reden mit niemandem sonst darüber.“

„Einverstanden.“

Neelix empfahl sich, verließ den Raum und suchte nach der jungen Frau. Sie stand im Schatten einer steinernen Säule, überhörte die anzüglichen und höhnischen Be-

merkungen der Ogla-Schürfer. Sie blickte über die endlose Wüste und schien sich in ihre heißen Tiefen zu wünschen, fort von den Kazon. Neelix blieb einige Meter entfernt stehen und wusste nicht, ob er die Fremde bei ihren Träumereien stören sollte. Dann plötzlich vernahm er eine weiche mentale Stimme.

Du bist nicht wie die Kazon. Ich spüre, dass ich Dir vertrauen kann.

Er trat auf sie zu und war so nervös wie ein pubertierender Jugendlicher. „Das kannst Du wirklich.“, bestätigte er, ohne zu wissen, wie sie es schaffte, in seinen Geist einzudringen. Er war sich nach wie vor nicht vollends sicher, ob er sich das nur einbildete. „Ich bin ein Freund. Ich will Dir helfen.“

Und so kam es, dass Neelix die Ocampa namens Kes kennenlernte und ihre erstaunliche Geschichte hörte: vom Aufstieg in die Freiheit und ihrer Gefangennahme durch die Kazon-Ogla. Er erfuhr von der Entität, die man Fürsorger nannte, von dessen in letzter Zeit immer merkwürdigerem Verhalten (er entführte scheinbar wahllos Lebewesen aus allen Teilen der Galaxis und brachte sie zu den Ocampa), von Kes‘ unbeugsamem Willen, ihrer intellektuellen Neugier und ihrem sanften Wesen.

Neelix war imstande, Kes mehrere Wochen lang vor Jabin zu schützen. Er berichtete dem Maje, dass Kes

damit begonnen hatte, von ihrer Welt im Innern des Planeten zu erzählen, und bestimmt würde es nicht mehr lange dauern, bis sie ihm sagte, wo sich der Tunnel befand, der zur unterirdischen Ocampa-Stadt führte. Aber er hütete sich davor, die wichtigen Dinge weiterzugeben, die die Ocampa verraten mochten.

Doch dann beging Neelix einen Fehler, der ihn zu entlarven drohte und Kes erneut Jabins Gewalt auslieferte.

Er stahl Wasser und Proviant.

Natürlich stahl er es für Kes, der die Kazon jüngst mit sadistischer Freude immer mehr die Nahrung vorenthalten hatten, und er dachte schon, dass niemand es bemerkt hatte. Aber dann entdeckte einer von Jabins Männern den Diebstahl, und für Neelix endete die Angelegenheit damit, dass er, von Kazon verfolgt, zu seinem Schiff lief und Kes in Gedanken versprach, bald zu ihr zurückzukehren.

Er wusste nicht, wie er das bewerkstelligen sollte. Er fand die große Phalanx, die die Ocampa mit Energie versorgte, aber er versuchte vergeblich, einen Kontakt mit der von Kes erwähnten Entität herzustellen. Sie interessierte sich nicht für ihn.

Neelix bemühte sich, nicht daran zu denken, auf welche Weise Jabin die Ocampa quälte, und mit wachsender Verzweiflung bemühte er sich, einen Rettungsplan zu

schmieden. Aber er war allein, und sein Schiff verfügte über keine nennenswerten Waffensysteme. Wie sollte er Kes helfen?

Er beschloss, zu einem Raumschiff-Friedhof am Rand des Systems zu fliegen, den er vor einer Weile entdeckt, aber noch nicht untersucht hatte. Vielleicht erwies sich das Glück als ein Verbündeter…

Kapitel 6

[Spezial-Verschlüsselung TX-47 aktiviert.]

Sie haben eine neue Nachricht.

=> Nachricht wird abgespielt…

Ich grüße Dich, Chakotay,

es wird Dich vielleicht freuen, zu erfahren, dass wir in den vergangenen Tagen weiteren Zulauf aus den Reihen unseres ehemaligen Arbeitgebers erhalten haben. Es ist schon bezeichnend, wie viele Frauen und Männer den Dienst quittieren, um sich unserer Sache anzuschließen. Das sollte der Sternenflotte irgendwann mal zu denken geben. Diesmal solltest Du Dich aber wirklich festhalten.

Ein gewisser William T. Riker hat einen unserer Mittelsmänner auf Andoria kontaktiert und beteuert, er wolle sich dem Maquis anschließen. Wir waren natürlich sofort alarmiert. Der Erste Offizier des Sternenflotten-Flaggschiffes würde niemals überlaufen; das wäre doch nur eine Finte, und wir niemals so dumm, darauf hereinzufallen.

Dann stellten wir umfassende Recherchen an. Stell Dir vor: Es ist gar nicht William T. Riker, der auf uns zugekommen ist, sondern sein Klon. Oder besser ausgedrückt: sein Duplikat. Die Umstände sind recht verworren, deshalb hier nur die Kurzfassung: Offenbar wurde Riker im Zuge eines Transporterunfalls vor zehn Jahren irgendwie verdoppelt. Soll ja schon mal vorgekommen sein. Von der ganzen Sache wusste nur niemand, weil der Doppelgänger lange Jahre auf Nervala IV festsaß.

Er nennt sich selbst Thomas Riker, dient inzwischen an Bord der *U.S.S. Gandhi*, und scheint die politischen Einstellungen seiner ‚Vorlage' nicht zu teilen. Das könnte uns in die Karten spielen. Es könnte uns Vorteile eröffnen, die wir nicht für möglich gehalten hätten.

Natürlich ist alles noch sehr frisch, und dieser Thomas Riker wird einer harten Gewissensprüfung standhalten müssen, wenn er ernsthaft einer von uns werden will. Doch denken wir einmal darüber nach, was das biomolekulare Abbild von William T. Riker alles für uns leisten

könnte. Das könnte der Trumpf sein, auf den wir gewartet haben.

Wir halten ihn zurzeit auf Nivoch fest. Ich hätte gerne, dass Du ihn Dir ansiehst, mit ihm sprichst, ihn auf seine Vorstellungen und Motive abklopfst. Ich bin mir nicht sicher, ob es Deine indianische Seite ist, aber Du scheinst mir ein gutes Gespür dafür zu haben, wem man vertrauen kann und wem nicht. Ich kann mich leider nicht darum kümmern, da ich anderweitig beschäftigt bin. Ich bräuchte beizeiten auch so ein Duplikat von mir, aber dann bitte eines, das wirklich mit mir im Einklang ist.

Meine Leute auf Nivoch werden Dich über die Details informieren. Wir sehen uns dann bei nächster Gelegenheit.

Michael Eddington

Kapitel 7

Sternzeit: 48252,9 | 3. 4. 2371

Chakotay stand unter dem blauen Himmel seiner Heimatwelt Trebus und sog noch einmal die würzig riechende, reine Luft in seine Lungen, bevor er morgen in aller Frühe aufbrechen würde. Während er das tat, drehte er eine obligatorische Runde auf einem der Landefelder, die der Maquis hier abseits der großen Siedlung Gray Horse – wo auch seine Mutter und seine Schwester sowie der Großteil seines Stammes lebten – angelegt hatte. Was er umkreiste, war sein Schiff: der Maquis-Raider *Liberty*.

Chakotay betrachtete die an vielen Stellen verbannte und zerkratzte Außenhülle und stellte fest, dass diese ihm so vertraut war wie ein alter Freund. Der große Fleck an der rechten Warpgondel erinnerte ihn an die erste Auseinandersetzung mit einem cardassianischen Kreuzer. Inzwischen verfügte er über weit mehr Erfahrung und wusste, wie man Patrouillen auswich. Er hatte sein taktisches Wissen und Gespür für gefährliche Situa-

tionen verfeinert und verstand es, mit einem hoffnungslos überlegenen Gegner umzugehen. Zudem hatte er gelernt, durch die Badlands zu steuern und ihre Schlupfwinkel zu nutzen. Die Außenhülle dokumentierte es: Plasmaentladungen während zahlloser Flüge durch die stürmische Raumregion hatten Brandspuren an den Bugkanten und am Steuerbordrumpf verursacht.

Der Umstand, dass diese Überbleibsel an der *Liberty* ihre Geschichte und Erfolge dokumentierten, erfüllte ihn mit Stolz, Zufriedenheit und Zuversicht. Früher, als Sternenflotten-Offizier, hätte er niemals so gedacht. Er hätte einfach nur hässlichen Flecken, Macken und (potenzielle) Schäden erkannt, die schleunigst zu beseitigen waren. Hier, mitten in der EMZ, fehlten die Mittel und Möglichkeiten, ein Schiff auf Hochglanz zu polieren und perfekt zu warten. Trotzdem steckte gerade in dieser Imperfektion eine Lebendigkeit, die ihresgleichen suchte. Hinzu kam, dass das Schiff, welches vor ihm auf der Landefläche stand, derart oft geflickt, modifiziert, umgerüstet und erweitert worden war, dass man es nur als individuell bezeichnen konnte. Der Begriff ‚Standard-Konfiguration' war im Maquis fehl am Platze.

Erst vor kurzem hatte Chakotay sich dazu entschlossen, seinen Raider umzubenennen. Irgendwie erschien es ihm angemessen. Seitdem er das Schiff von Michael Eddington bekommen hatte, war er mit ihm im wahrsten Sinne des Wortes durch Dick und Dünn gegangen. Da

war ihm der Gedanke gekommen, dass es einen Namen brauchte, mit dem er sich als Kommandant voll und ganz identifizieren konnte, der ihn anspornte. Und einer der Vorzüge, Maquis-Captain zu sein, bestand nun einmal darin, sein Schiff selbst taufen zu dürfen. *Val Jean*, wie Eddington das Schiff genannt hatte, war nicht der Name, der zu Chakotays Selbstverständnis passte.

Er hatte nachgedacht und zur Erkenntnis gefunden, dass er – anders als andere Weggefährten beim Maquis – niemals ein Rebell aus Leidenschaft gewesen war. Er sah nicht wie Michael Eddington eine verwegene Rolle als Ritter der Entrechteten für sich, um eine Art postmodernen Jean Valjean zu mimen. Er lebte keine romantische Vorstellung. Auch stand ihm – anders als beispielsweise seinem Crewmitglied Kenneth Dalby – nicht der Sinn danach, Rache an den Cardassianern zu üben, ihnen irgendetwas heimzuzahlen, so traumatisch die Ermordung seines Vaters durch einige Unionsmilitärs für ihn auch war. Es ging ihm einfach nur darum, sein Volk und andere Kolonien vor cardassianischer Barbarei und Willkür zu schützen. Ihre Selbstbestimmung und vor allem Freiheit zu bewahren.

Chakotay hatte sich stets als Mann des Friedens gesehen, den die Umstände zum Krieg gezwungen hatten. ‚Freiheit' lautete die Überschrift seines Selbstverständnisses als Maquis. Ohne Freiheit war alles andere nichts wert; Freiheit bildete die ultimative Voraussetzung. Aus

diesem Grund hatte er auch entschieden, dass die Zeit reif war, sein Schiff nachträglich in *Liberty* umzubenennen. Er spürte, wie die Bindung zu diesem alten, treuen Ross dadurch nur noch enger wurde.

„Hallo.“, sagte eine Stimme in seinem Rücken. Er drehte sich um und sah Seska in einer allzu koketten Pose; das linke Bein angewinkelt, die rechte Hand in der Hüfte. Er hatte sie vor ziemlich genau vierzehn Monaten kennengelernt. Seit jenem denkwürdigen Tag war diese Frau der allzu vielen Talente zu einem der wichtigsten Mitglieder seiner Crew geworden. Und sogar noch mehr.

„Hallo.“, erwiderte er mit dünnem Lächeln.

Seska trat neben Chakotay ans Geländer und betrachtete für einen Augenblick mit ihm die *Liberty*. „Es herrscht reger Betrieb.“, stellte sie daraufhin fest. „Auch auf den anderen Landeplätzen. Brechen wir wieder auf?“

„Gleich morgen früh.“, ließ er sie wissen. „Gib den übrigen Besatzungsmitgliedern Bescheid. B’Elanna soll dafür sorgen, dass die *Liberty* um Punkt neun Uhr startklar ist.“

„In Ordnung.“ Das Blitzen in Seskas Augen wies auf Interesse hin. „Für wie lange müssen unsere Vorräte reichen?“

„Wir sollten genug für zwei Wochen an Bord nehmen.“

„Zwei Wochen…“, murmelte Seska nachdenklich. „Das hört sich nicht gerade nach einer Kleinigkeit an.“

„Ist es auch nicht.“

Sie verschränkte die Arme. „Worum genau geht es?“

Chakotay sah sie an und zögerte kurz. Bei jedem anderen, der ihm diese Frage gestellt hätte – ausgenommen B’Elanna Torres –, wäre er sofort misstrauisch geworden. Da der Maquis zwischen zwei großen Mächten operierte, die ihn am liebsten eliminiert sehen wollten, stand er in der ständigen Gefahr, dass Informationen über seine Aktivitäten nach außen sickerten. Und da er mit Mann und Material nicht punkten konnte, waren Überraschungsmoment und Unberechenbarkeit seine größten Vorteile. Allerdings vertraute Chakotay Seska; er tat es beinahe blind. Sie hatte in so kurzer Zeit bereits so viel Großartiges für ihn, sein Schiff und den Maquis geleistet, dass er ihre Loyalität nicht in Zweifel zog. Abgesehen davon kannte er sie auf einer sehr persönlichen Ebene, auch wenn sie ihre Liebesbeziehung vor einiger Zeit beendet hatten.

In Seska hatte er jemanden gefunden, mit dem er über alles reden konnte: über seine Vertrauenskrise im Hinblick auf die Sternenflotte und die Föderation, über seine Wünsche und Ängste. Seska schien selbstlos zu sein. Sie kämpfte an seiner Seite, ohne sich davon etwas zu versprechen oder etwas zu verlangen – außer vielleicht

ein wenig Spaß am Ende einer Mission. Als bajoranische Freiheitskämpferin hatte sie den Cardassianern ihr Leben lang Widerstand geleistet, um Bajor zu befreien. Sie und ihre Familie waren nach Nivoch, auf eine Welt in Föderationsreichweite, geflohen, doch das hatte sie nicht davon abgehalten, auch weiter beherzt für die Befreiung ihres Volkes zu kämpfen. Doch als der Friedensvertrag zwischen Föderation und Cardassia ausgehandelt worden war, war ihre Welt den Cardassianern zum Geschenk gemacht worden. Seska war so vom einen in den anderen Widerstand gerutscht, und erneut ging es gegen die Cardassianer.

„Diesmal ist es eine große Sache.“, sagte Chakotay. „Ich werde die Crew aber erst morgen in aller Frühe informieren, was genau wir vorhaben. Und bis dahin wirst Du Stillschweigen bewahren.“

„Versprochen.“

Chakotay sah auf ihre hübsche geriffelte Nase hinab und hielt nicht länger inne. „Wir werden uns mit zwei anderen Maquis-Zellen koordinieren und mit zwölf Schiffen einen Überraschungsangriff auf die Ponjab-Werften starten.“

Seska riss die Augen auf. „Ponjab? Bei den Propheten! Ist das nicht Selbstmord?“

„Nicht, wenn wir es klug anstellen.“

Ponjab lag jenseits der EMZ, tief in cardassianischem Gebiet. Dorthin hatte sich noch nie eine Maquis-Schwadron hingewagt. Das hieß aber auch, dass die Cardassianer so tief in ihrem Hoheitsgebiet nicht mit einem solchen Angriff rechneten. Nach allem, was man wusste, war das Ponjab-System *der* Knotenpunkt für die cardassianische Militärmaschinerie, die in die Zone entsandt wurde, um gegen die Aufständischen vorzugehen. Wenn es gelang, diese Werften wenigstens schwer zu beschädigen und damit funktionsuntüchtig zu machen, würden die Cardassianer Probleme bekommen, ihre Patrouillen in der derzeitigen Form aufrecht zu erhalten. Chakotay und die anderen Maquis-Kommandanten hofften, dadurch längerfristig eine Art Schutzgürtel errichten zu können.

„In unserer letzten Besprechung waren Hudson, Eddington, Sveta, Ro Laren und ich einer Meinung.“, erzählte Chakotay. „Wenn wir die Cardassianer wirksam zurückdrängen wollen, reicht es nicht, einfach nur ihre Versorgungsdepots und Frachtschiffe anzugreifen. Wir müssen ihre Militärinfrastruktur unmittelbar zerstören. Und nebenbei gelingt es uns womöglich, ein paar *Hideki*-Jäger zu erbeuten.“

„Ihr wollt *was*?“

Chakotay genehmigte sich einen verwegenen Ausdruck. „Ich sagte doch, es wird eine große Sache dies-

mal. Das wäre ein absoluter Trumpf.“ Er ballte eine Faust. „Stell Dir vor, welche taktischen Möglichkeiten wir gegen die Löffelköpfe hätten, wenn wir uns als einer der ihren ausgeben könnten. Für unsere Guerillakriegsführung wären einige dieser Schiffe unglaublich wertvoll…“

Seska pfiff durch die Zähne. „Abgesehen davon, dass wir eine Menge über die Schwachstellen der verfluchten Cardies lernen könnten.“

Sie sah seinen Punkt. „Aus diesem Grund“, fuhr Chakotay fort, „werden wir unsere dreißigköpfige Crew um weitere zehn Mann aufstocken. Carlson und seine Leute werden morgen kurz vor unserem Abflug eintreffen. Ich weiß, es wird ganz schön eng werden, doch ich denke, es ist die Sache wert.“

„Da habt Ihr Euch ja einiges vorgenommen.“ Seska ließ Atem entweichen. „Das wird ein ganz schönes Risiko.“

Chakotay nickte ernst. „Das ist es. Vermutlich steht uns der bislang schwierigste Einsatz bevor. Aber Risiko gehört zu unserem Geschäft. Und ich versichere Dir: Wir *können* Erfolg haben. Wir *werden* Erfolg haben. Wir werden den Cardassianern einen Schlag verpassen, von dem sie sich nicht mehr so schnell erholen werden.“

Er war weit davon entfernt, die Gefahr zu unterschätzen, die vor ihnen lag, doch er war voller Optimismus, dass es gelingen würde, die cardassianischen Werften

mit einem Überraschungsangriff lahmzulegen, ja vielleicht sogar zu zerstören. Noch ahnte Chakotay nicht, dass Ponjab dem Maquis beinahe das Genick brechen würde. Die Cardassianer würden gut vorbereitet aus dem Hinterhalt kommen und den Angriffsverband mit einer ganzen Maschinerie aus Schiffen und Abwehrsystemen in die Zange nehmen. Die große Offensive der Rebellion würde in einer dramatischen Flucht enden, bei der die zwölf Maquis-Schiffe sich trennten, jedes Einzelne um sein Leben laufend, zurück in Richtung Badlands. Die *Liberty* würde von der *Vetar*, dem *Galor*-Kreuzer unter Gul Eveks Kommando, gejagt werden.

Chakotay würde nie Gewissheit darüber erlangen, was der Grund für das spektakuläre Scheitern der Operation gewesen war. Eine Weile nahm er an, dass er und die übrigen Anführer der einzelnen Zellen sich in einem Anflug von Übermut an einem zu großen Brocken verschluckt hatten. Denn Übermut kam ja bekanntlich vor dem Fall. Doch als er wenige Monate nach der Strandung im Delta-Quadranten erfuhr, dass er eine cardassianische Spionin in seiner Mannschaft gehabt hatte, zog er erstmals in Betracht, dass es nicht cardassianische Genialität und Voraussicht, sondern Verrat aus den eigenen Reihen gewesen war, der ihn beinahe Kopf und Kragen kostete.

Kapitel 8

Noch wenige Stunden bis zum Start, und B'Elanna Torres war in ihrem Element. Kaum hatte Seska der Besatzung am gestrigen Nachmittag Bescheid gegeben, dass ein neuer Aufbruch bevorstand, war B'Elanna mit ihrer neunköpfigen Technikermannschaft (darunter Hogan und Jonas) in den Maschinenraum eingekehrt und hatte die Nacht durchgemacht. Angesichts der großen Herausforderungen, die sie erwarteten, hatte die Ingenieurin alles daran gesetzt, aus einem beinahe vier Dekaden alten Schiff so viel Potenzial herauszukitzeln, als habe es nur halb so viele Jahre auf dem Buckel.

B'Elanna war überzeugt, mit den Verbesserungen, die sie implementiert hatte, würde die *Liberty* Chakotay ins Staunen versetzen. Eine dieser Optimierungen bestand darin, dass sie den Energiewandler so umgebaut hatte, dass das Schiff eine konstante Reisegeschwindigkeit von Warp sieben stabil aufrechterhalten konnte. Zudem war es ihr gelungen, die Torpedoabschussfrequenz des Heckwerfers zu erhöhen, ohne dass dieser heiß lief. Hof-

fentlich würde die Praxis das gleiche Ergebnis zeitigen wie die Simulationen, die sie durchgeführt hatte.

B'Elanna hatte es sich zur Angewohnheit gemacht, ihren Kommandanten zu beeindrucken, und das spornte sie an. Der neunzehn Jahre ältere Chakotay war wie eine Vaterfigur für sie. Er gab ihr mit seinem klaren moralischen Kompass und seiner Besonnenheit Halt und Stabilität, er zügelte ihre temperamentvolle Natur, aber er stellte auch Anforderungen an sie. Nachdem sie erkannt hatte, dass er mit Lob und Anerkennung nicht sparte, wenn sie ihn zufriedenstellte, war ihr Ehrgeiz, gute Arbeit abzuliefern, voll entbrannt.

Seit er sie an jenem denkwürdigen Tag Ende 2369 vor einem Dreigespann schießwütiger Nausicaaner auf Limbaria IX rettete und zu einem wertvollen Teil seiner Mannschaft machte, war eine Stetigkeit in ihr Leben eingekehrt wie selten zuvor. Heute betrachtete sie Chakotay als den engsten Freund, den sie hatte, und durch ihn hatte sie rasch neue Freunde gefunden: Seska, Ayala, Tabor… Sie betrachtete die *Liberty* und ihre Mannschaft als ihr Zuhause, ihre Familie. Das war bemerkenswert für eine Halbklingonin, die es nie gut verstanden hatte, Freundschaften zu schließen – weder auf der Welt ihrer Geburt, Kessik IV (wo sie immer eine Außenseiterin gewesen war), noch im Klingonischen Reich (wohin sie nach der Trennung ihrer Eltern gebracht wor-

den war) oder auf der Sternenflotten-Akademie, die sie einige Jahre später vorzeitig verlassen hatte.

Noch bemerkenswerter war es für eine Frau, die nach dem frühen Zerfall ihres Elternhauses nicht geglaubt hatte, jemals wieder Teil einer Familie zu sein. Doch bei Chakotay war alles anders geworden. B'Elanna hatte Leute gefunden, die sie verstanden, weil sie einen ähnlich schwierigen Lebensweg wie sie gehabt hatten. Nicht eine dieser Bilderbuchübermenschenbiografien wie manche Sternenflotten-Offiziere sie aufwiesen – hier umgaben sie Personen mit richtigen Ecken, Kanten und Narben. Ein wenig war der Maquis wie ein Waisenhaus, ein Auffangbecken für all diejenigen, mit denen es das Leben nicht so gut gemeint hatte. Gemeinsam aber waren all diese geschundenen Seelen stark, weil sie sich gegenseitig helfen konnten. Beim Maquis hatten viele eine zweite Chance erhalten. Auch B'Elanna Torres.

Einst hatte sie in der Raumflotte einen Ausweg aus dem Elend ihrer zerrütteten Jugend gesehen, doch ihre Hoffnungen erfüllten sich nicht. Die Struktur der Sternenflotte war zu starr und verlangte eine Art von Anpassung, die an Unterwerfung und Selbstaufgabe grenzte. Dort hielt man nichts von Personen, die manche Dinge besser erledigen konnten, ohne sich an pedantische Regeln und Gebote zu ketten. Deshalb befand sich B'Elanna heute hier, in der EMZ, beim Maquis. Die Arbeit unter Chakotay war wie gemacht für sie. Hier konnte sie

etwas bewirken, einen Unterschied machen, sie konnte für eine gerechte Sache eintreten, gleichzeitig war sie von Kameraden umgeben, lernte etwas über Verantwortung, Führung und Zusammenhalt, und nebenbei konnte sie einen passablen Lebensunterhalt verdienen. Und all das ohne die verfluchte Protokoll- und Vorschriftenmanie der Sternenflotte, die jede Motivation und Kreativität abtötete.

Gleichwohl hoffte sie, dass die Sternenflotte eines Tages aus ihrem Dornröschenschlaf erwachte und erkannte, wer die Cardassianer in Wahrheit waren und dass die Föderation mit der Unterzeichnung dieses Friedensvertrags einen dramatischen Fehler begangen hatte. Sie hatte Millionen ihrer eigenen Bürger zur Verhandlungsmasse gemacht und daraufhin einer erbarmungslosen und äußerst gewalttätigen Spezies zum Fraß vorgeworfen, nur um diese zu besänftigen. Aber die Cardassianer *konnte* man nicht zähmen; nicht auf Dauer.

Die bevorstehende Zerstörung der Ponjab-Werften führte vielleicht dazu, dass der Maquis auf den Welten der Föderation noch mehr Unterstützung gewann. Wenn die Freiheitskämpfer es vollbrachten, die öffentliche Meinung in der Planetenallianz auf ihre Seite zu ziehen, würden der Föderationsrat und der Präsident früher oder später reagieren müssen. Doch bis es soweit war, würde der Maquis noch eine ganze Weile auf sich selbst gestellt sein, da gab sie sich keinen Illusionen hin. Viel-

leicht würde er *immer* auf sich selbst gestellt sein. Aber das Gute war, dass hier niemand die Erlaubnis der Föderation brauchte – der Maquis tat das, was er für richtig hielt, und er handelte einfach. Er hatte jedes Recht dazu.

- - -

Wenige Stunden vor dem Starttermin lag Tuvok unter der Wissenschaftsstation auf der Brücke der *Liberty* und war gerade damit beschäftigt, mittels einer Feinkalibrierung der Navigationsgyros die volle Leistungsfähigkeit der lateralen Sensoren sicherzustellen. Während er das tat, dachte er über den bevorstehenden Einsatz nach.

Chakotays Bekanntgabe des Angriffs auf Ponjab war sehr spät gekommen. Vermutlich wollte er sichergehen, dass keinerlei Informationen nach außen sickerten und womöglich an die Cardassianer drangen. Dafür war die Mission zu heikel. Inzwischen war jedermann an Bord im Bilde, und seitdem klar war, wie der Einsatz aussehen würde, spürte Tuvok, wie die Nervosität in der Crew stündlich anstieg. Nicht, dass es in der Vergangenheit keine brenzligen Angriffe auf cardassianische Stellungen gegeben hatte, aber eine Werftanlage – die noch dazu jenseits der EMZ lag – hatte der Maquis noch nie atta-

ckiert. Ebenso wenig waren bislang derart viele Schiffe für nur eine Offensive gebunden worden.

Dass sich die Führungsriege der Widerstandsbewegung – der auch Chakotay seit einer Weile angehörte – inzwischen zu solch gewagten Vorstößen durchringen konnte, war ein wichtiger Hinweis darauf, wie sehr die Dinge in Bewegung waren. Der Maquis hatte in den vergangenen Monaten bedeutende Siege errungen, Boden gutgemacht, den Cardassianern eingeheizt. Nun wollte man den nächsten Schritt gehen und nahm im Verlassen auf die eigenen Fähigkeiten ein Risiko in Kauf, das noch vor wenigen Monaten indiskutabel gewesen wäre.

Zweifellos war dieser Spionageeinsatz äußerst lehrreich für Tuvok gewesen. Er hatte erlebt, wie aus einer in erster Linie defensiv agierenden Schar vereinzelter, unkoordinierter Zellen binnen weniger Monate ein schlagkräftiger, zunehmend zentral geführter Verbund geworden war, der inzwischen Charakteristika einer im Entstehen begriffenen Nation aufwies. Ganz zu schweigen von der enormen Unterstützung und dem Zulauf, den der Maquis spätestens seit Anbruch dieses Jahres erfuhr.

Die Widerständler erhielten Nachschub aus unbekannten Quellen, offenbar auch über Sternenflotten-Kanäle. Sie verfügten zudem über gut ausgebildetes Personal mit großer Entschlossenheit, Mut und erstaunlichen Kreativitätsressourcen. So war es möglich gewesen, dass der Maquis sich in letzter Zeit zu einer immer ernsteren Be-

drohung für die strategischen und machtpolitischen Interessen der Cardassianer entwickelt hatte. Und zugleich für den außenpolitischen Status quo mit der Föderation.

In dieser aufgeheizten Situation war Tuvok seinem Auftrag so gut er konnte nachgegangen. Mit großer Aufmerksamkeit hatte er alle Nuancen im Verhalten jedes einzelnen Individuums in Chakotays Mannschaft beobachtet und an den Geheimdienst der Sternenflotte weitergeleitet. Er wusste: Die Informationsanalytiker des SIA verbanden die von ihm gewonnenen Daten mit einem weitaus größeren Kontext. Es war nicht notwendig, dass er selbst Schlüsse zog; er brauchte nur in regelmäßigen Intervallen möglichst ausführlich zu berichten, was geschah. Dennoch hatte Tuvok inzwischen einen guten Eindruck von den Fähigkeiten und der Moral des Maquis gewonnen.

Aller Voraussicht nach in fünf oder sechs Wochen ging sein gegenwärtiger Einsatz planmäßig zu Ende. Dann würde er seinen neuen Posten als Taktik- und Sicherheitschef an Bord der *Voyager* antreten, eines neuen Raumschiffs der *Intrepid*-Klasse unter dem Kommando seiner geschätzten Freundin Kathryn Janeway, das derzeit in Utopia Planitia fertiggestellt wurde[3]. Es war speziell für

---

[3] Tuvok war bereits beim Maquis gewesen, als er davon erfuhr, dass Janeway den Befehl über die *Voyager* erhalten würde. In den kommenden Wochen hatten beide über seine geheime Trägerwelle korrespondiert. Janeway hatte ihm das Angebot

taktische Langstrecken- und Aufklärungsmissionen ausgerüstet und sollte als erstes Sternenflotten-Schiff seiner Größe imstande sein, durch schwerwiegende Plasmastürme zu manövrieren. Tuvok vermutete, dass die *Voyager* nach Beendigung seiner verdeckten Mission zunächst dazu eingesetzt werden würde, die Badlands gründlich zu kartografieren und versteckte Basen und Schlupfwinkel des Maquis ausfindig zu machen. Insofern hoffte er, dass er Janeway durch sein mannigfaltiges Vorwissen aufgrund der Unterwanderung des Maquis gute Dienste leisten konnte.

Nun, da das absehbare Ende seines Undercovereinsatzes nahte, musste Tuvok sich eingestehen, was einem Vulkanier nur schwerfallen konnte: dass er mit einem unaufgeräumten Befinden, ja beinahe Unbehagen auf das Missionsziel blickte, das seine Befehle vorgaben. Nach Meinung seiner Auftraggeber hatte er lange genug observiert – bald würde es an der Zeit für den Zugriff sein. Eine sorgsam vorbereitete Falle sollte zuschnappen und Chakotay und seine Anhänger in eine Strafkolonie der Föderation wandern lassen. Obwohl Tuvok noch keine konkreten Anweisungen bekommen hatte, wusste er, dass man eines nicht allzu fernen Tages von ihm erwarten würde, die *Liberty* bei nächster sich bietender Gelegenheit mit einem Trick in die Hände der Sternenflotte zu spielen.

---

unterbreitet, ihr Zweiter Offizier und leitender Sicherheitsoffizier zu werden. Er hatte angenommen.

Mit beinahe hundertprozentiger Wahrscheinlichkeit würde er dies auch tun, sobald sich eine entsprechende Situation bot. Und trotzdem konnte Tuvok nicht leugnen, dass ihm im Laufe des letzten halben Jahres, da er nun schon für Chakotay arbeitete, seine professionelle Distanz teilweise abhandengekommen war. Natürlich hätte er nie jemandem davon erzählt. Er vermochte nicht zu leugnen, dass die Hingabe und der Zusammenhalt der Maquisarden beispielhaft waren. Dem wohnte etwas inne, das ihm imponierte. Moralisch waren sie vermutlich sogar im Recht, wenn Tuvok ganz ehrlich war. Und Chakotay war ein beeindruckender Anführer mit einem hoch entwickelten Gespür für richtiges Verhalten in einer mehr oder weniger gesetzlosen Zone des Raums.

Aber Fakt war nun einmal, dass der Maquis, je mehr Auftrieb er bekam, den Frieden zwischen der Föderation und Cardassia destabilisierte. Und ein möglicher neuer kriegerischer Konflikt zwischen diesen beiden großen Mächten war eine schlichtweg inakzeptable Perspektive. Die Kämpfe in den 2350er Jahren hatten Zehntausende von Opfern gefordert. Sie waren so schlimm gewesen, dass manch einer in der Föderation von den ‚Cardassianischen Kriegen' sprach, obwohl de facto nie eine Kriegserklärung ausgesprochen worden war. Der Weg zu einem Waffenstillstand und friedlichen Übereinkommen war äußerst lang und kräftezehrend gewesen. Daher musste alles unternommen werden, um die Rebellion in der EMZ zu stoppen, so bedauernswert das auch sein

mochte. Wenn man bedachte, dass das kürzlich im Gamma-Quadranten entdeckte Dominion sich zu einer veritablen Bedrohung für den Alpha-Quadranten entwickelte, war ein intakter Frieden zwischen der Föderation und Cardassia noch weitaus bedeutsamer.

Tuvok bedauerte, dass er in Kürze dazu gezwungen sein würde, Chakotay in den Rücken zu fallen. Natürlich konnte sich ein professioneller Offizier im Zweifel dahinter zurückziehen, dass er lediglich Befehle ausführte, aber so leicht wollte Tuvok es sich nicht machen. Auch er übernahm in seiner Lage Verantwortung. Er schätzte Chakotay – ganz persönlich und im Hinblick auf die Art, wie er den Maquis mitzulenken versuchte. Er konnte ihn sogar verstehen. Und doch würde er ihn verraten müssen. Er war sich nicht sicher, ob er nach dieser Erfahrung noch einmal auf eine Undercovermission für den Geheimdienst gehen konnte. Umso mehr sah er der Zeit an Bord der *Voyager* entgegen.

- - -

Seska begab sich sofort in ihr Quartier, das sie mit B'Elanna Torres teilte. Letztere war jedoch derzeit mit den Vorbereitungen im Maschinenraum der *Liberty* so beschäftigt, dass die Luft in der kleinen Unterkunft bis

auf Weiteres rein war. Rasch kroch Seska unter ihre Koje und tastete nach dem Geheimfach. Nachdem sie es geöffnet hatte, kam der kleine Sender zum Vorschein, den sie verwendete, um sich mit ihrem Kontaktmann in Verbindung zu setzen, einem Mitarbeiter des Obsidianischen Ordens, der für Corbin Entek arbeitete.

Vor etwa zwei Jahren hatte sich Seska einer Operation unterzogen, um ihre cardassianischen Erscheinungsmerkmale in bajoranische verwandeln zu lassen. Sie war in die EMZ eingeschleust worden, um Informationen über den damals entstehenden Maquis zu sammeln, nachdem Zentralkommando und Geheimdienst auf Cardassia entschieden hatten, dass man diskret und effektiv gegen die Rebellen vorgehen musste, ohne den Frieden mit der Föderation aufs Spiel zu setzen. Ihr Alibi wies sie als junge, freiheitsliebende Bajoranerin aus, die zusammen mit ihren Eltern, Geschwistern und Freunden in den letzten Jahren der Besatzung von Bajor geflohen war, um sich auf einer Kolonie anzusiedeln, die im Gebiet der später gegründeten EMZ lag. Die Seska, die sie verkörperte, war eine Frau, die zeit ihres Lebens nichts anderes gekannt hatte als den Kampf gegen die cardassianische Übermacht.

Als sie sich vor einem Dreivierteljahr mit einem abtrünnigen Commander der Sternenflotte anfreundete, der sich dem Maquis angeschlossen hatte und rasch die Hierarchie der Widerstandsorganisation hinaufkletterte,

erhielt sie die Anweisung von Entek, Chakotays Beispiel zu folgen und eine Maquisardin zu werden. Inzwischen lag ein langer, aufreibender Einsatz hinter ihr. Er hatte es mit sich gebracht, dass sie manchmal gegen ihre eigenen Leute kämpfte, um ihre Maskerade zu bewahren. Das war nicht immer einfach gewesen, und nicht alles hatte anstandslos funktioniert.

Doch jetzt deutete alles darauf hin, dass sich Seskas Mühen endlich bezahlt machten. Der massive Angriff auf die Ponjab-Werften, von dem Chakotay ihr erzählt hatte, mochte der Schlüssel sein, den sie im Schloss drehte, um den Anfang vom Ende des Maquis einzuläuten. Und wenn das erst einmal passiert war, würde sie triumphal nach Cardassia zurückkehren. Die Leichname von Chakotay und seinen rebellischen Freunden würden die Straße sein, auf der sie ihrem Ziel entgegenschritt: einer führenden Position innerhalb des Obsidianischen Ordens. Entek würde sehr stolz auf sie sein, und er würde sie königlich belohnen: Sie würde endlich Macht und Einfluss erhalten. Vorbei würden die Zeiten sein, in denen sie als kleine Undercoveragentin Feindesland infiltrierte. Sie würde selbst zu einer Wagenlenkerin der großen cardassianischen Nation aufsteigen. Und die Zeiten dafür waren günstig: Nach allem, was sie gehört hatte, plante der Orden, seine Machtsphäre auszuweiten. Dafür würde er fähige Frauen und Männern an verschiedenen Schaltstellen von Militär und Politik benötigen.

Der Sender mutete an wie ein mit einem Visier ausgestatteter Kopfhörer. Seska setzte den Apparat auf und aktivierte ihn. Er emittierte eine Quanten-Trägerwelle, die über kurze Entfernungen hinweg eine begrenzte Anzahl von Informationen übertragen konnte. Es gab nur ein kleines Zeitfenster, das es ihr ermöglichte, ihrem Kontaktmann eine Nachricht zukommen zu lassen. Er befand sich derzeit an Bord der *Vetar*, einem mächtigen Schlachtkreuzer der *Galor*-Klasse unter Gul Eveks Kommando, welches im Moriya-System patrouillierte.

Die geringe Bandbreite sorgte dafür, dass an der Innenfläche des Visiers nur ein kleines und farblos wirkendes Gesicht eines Cardassianers erschien. „Ja?“, fragte der Mann.

Seska kam gleich zur Sache. „Ich habe etwas.“, begann sie.

„Die Koordinaten der Maquis-Basis in den Badlands?“

„Die kann ich Ihnen noch nicht liefern.“, erwiderte Seska, wohlwissend, dass der Obsidianische Orden auf genau diese Informationen wartete. Aber was sie auch tat: Sie hatte den Standort besagter Basis einfach nicht in Erfahrung bringen können. Ein Umstand, der in ihr die Befürchtung keimen ließ, dass Entek sie bald als Informantin abschrieb. Das war glücklicherweise nicht geschehen. „Aber womöglich habe ich noch etwas Besseres für Sie.“

„Ich höre.“

„Mindestens ein Dutzend Maquis-Schiffe vereinigen sich morgen bei Trebus. Sie werden tief in unseren Teil der EMZ vorstoßen. Ihr Ziel sind die Ponjab-Werften.“

Der Mann riss die Augen so weit auf, dass zu befürchten stand, sie fielen gleich aus der Fassung. „Sind Sie sicher?“, fragte er. „Nennen Sie Ihre Quelle.“

„Chakotay, Kommandant der *Liberty* und Führungsmitglied des Maquis. Soeben laufen die Startvorbereitungen.“ Seska wies nicht direkt darauf hin, dass Chakotay vermutlich nur aufgrund einer intimen Beziehung wichtige Informationen mit ihr teilte.

„Diese Neuigkeiten werden Entek zufriedenstellen. Ich leite sie unverzüglich weiter. Wir werden eine Falle vorbereiten, und dann werden uns diese dreckigen Maquisarden ins Netz gehen…“

„Wenn Sie schon dabei sind, sich den Kopf über eine Strategie zu zerbrechen: Denken Sie auch daran, mich zurückzuholen.“, fügte Seska hinzu. „Meine Mission hätte bereits vor Wochen abgeschlossen sein sollen.“

Der Mann musterte sie einige Sekunden lang und schien bereits ungeduldig zu werden. „Ich werde Entek informieren. War das alles?“

„Nein, das war es noch nicht. Ich habe herausgefunden, dass sich in Chakotays Besatzung ein Spion der Sternenflotte befindet. Ein Vulkanier namens Tuvok."

Der Vulkanier war vor etwa einem halben Jahr eingetroffen und hatte behauptet, er könne nicht länger zusehen, wie die Föderation eine falsche, ungerechte und ihre eigenen Prinzipien mit Füßen tretende Politik praktiziere. Er hatte gesagt, er selbst habe mehrere enge Freunde in den EMZ-Kolonien verloren, was in ihm schließlich den Wunsch weckte, sich den Freiheitskämpfern anzuschließen. Chakotay hatte ihn so gut wie möglich getestet, aber angesichts von Tuvoks Fähigkeiten und Talenten konnte er nicht anders als ihn mit Handkuss zu nehmen. Normalerweise war er nicht so schnell dabei, neue Mitglieder in seine Mannschaft aufzunehmen, aber bei Tuvok war er ein kalkuliertes Risiko eingegangen, in der guten Hoffnung, dass die Motive des Vulkaniers aufrichtig waren.

Sie *waren* es nicht. Seska hatte ihn beobachtet. Tuvok hatte es clever angestellt, seine geheimen Botschaften an die Sternenflotte zu verschlüsseln und auf Trägerwellen des Maquis huckepack in Richtung Föderation zu schicken. Doch natürlich war Seska diesem Treiben früher oder später auf die Schliche gekommen. Die Verschlüsselungscodes hatte sie zum Frühstück geknackt und somit Aufschluss über alle Inhalte bekommen, die Tuvok in regelmäßigen Abständen versandte.

Seska hatte überlegt, was sie tun sollte. Zuerst erschien es ihr verlockend, Tuvok bei Chakotay zu verpfeifen und sich durch diese Tat eine noch größere Vertrauensbasis beim Kommandanten der *Liberty* zu verschaffen. Dann jedoch war sie von diesem Gedanken abgerückt und hatte beschlossen, auf den richtigen Moment zu warten, bis sie mit Tuvoks kleinem Geheimnis einen noch größeren Coup landen konnte. Dieser Moment schien gekommen zu sein.

„Interessant."

„Das finde ich auch. Ich könnte es bewerkstelligen, dass gewisse Indizien hinterlassen werden, die darauf hindeuten, dass Tuvok den Angriff auf Ponjab an die Sternenflotte weitergab – woraufhin diese das cardassianische Militär informierte. Auf diese Weise lenken wir nicht nur von uns ab, sondern könnten das Verhältnis zwischen der Föderation und dem Maquis erheblich zerrütten. Vielleicht bringen wir die Sternenflotte so dazu, dass sie aggressiver Jagd auf ihre ehemaligen Kolonisten macht."

Der Kontaktmann lächelte grimmig. „Wenn Sie so weitermachen, Seska, dann steht Ihnen vermutlich noch eine große Karriere bevor. Gute Arbeit. Sie hören zeitnah wieder von mir."

Die Verbindung wurde beendet. Seska entledigte sich des Senders und verstaute ihn wieder im Geheimfach.

Anschließend bereitete sie vorsorglich eine kurze Textnachricht vor, die den Eindruck erweckte, vom Sternenflotten-Geheimdienst übermittelt worden zu sein. Darin wurde der Empfang von Tuvoks Information im Hinblick auf die geplante Aktion des Maquis bei Ponjab bestätigt. Sobald Entek grünes Licht gab – womit sie rechnete –, würde Seska die Mitteilung durch ihren Sender schicken, um sie mit der aktuellen Sternzeit zu versehen. Dadurch musste es den Anschein haben, dass Tuvok den Maquis kurz nach dem Beschluss des Angriffs an die Sternenflotte verraten hatte.

Es dauerte nicht mehr lang, und Seska würde als Heldin nach Cardassia zurückkehren. Sie konnte sich nicht vorstellen, welche Kraft im Universum sie am Erreichen dieses Ziels jetzt noch hindern konnte.

Kapitel 9

Sie waren geradewegs in eine Falle hineingelaufen, und Chakotay war so blind gewesen, diese Falle nicht kommen zu sehen. Wo hatte sein Fehler gelegen? Während er auf den Displays verfolgte, wie immer mehr Feindkontakte – cardassianische Fregatten und Abfangjäger – aus der lokalen Nebelwolke strömten –, überschlug er im Kopf die Möglichkeiten. Jede dieser Möglichkeiten hatte er doch zusammen mit den anderen Kommandanten bedacht, jede Eventualität war er durchgegangen, jedes noch so kleine Risikopotenzial. Und doch hatten die Cardassianer ganz offenbar gewusst, dass der Maquis kommen würde.

Nicht schlecht, diese Löffelköpfe…

Mit einem Empfangskomitee hatten sie im Hinterhalt gewartet, eindeutig entschlossen, der Rebellion den Garaus zu machen. Am heutigen Angriff waren deutlich mehr Schiffe beteiligt als sonst üblich, und sie waren mit Crews bemannt, die zu den besten innerhalb des Maquis gehörten. Ponjab, so hatte das Zentralkommando es scheinbar geplant, sollte der große Einschnitt werden.

Der Maquis sollte zerquetscht werden wie ein lästiges Insekt.

Die Dinge waren nicht so gelaufen wie angenommen, ganz und gar nicht. *Bin ich übermütig geworden? Bin ich dumm gewesen?*

Chakotay stellte sich diese Fragen und gab dabei Befehle. Er war bemüht, sich nichts anmerken zu lassen. Im nächsten Augenblick verfolgte er, wie einer seiner Flügelmänner an Backbord von einem Spiralwellendisruptor entzweigeschnitten wurde und spürte, wie das Ausmaß von Frustration und Selbstvorwürfen beständig wuchs. Aber er musste sich konzentrieren. Er musste die Situation wieder unter Kontrolle bringen, dieses sich abzeichnende Drama irgendwie ausbügeln.

Unwillkürlich malmte sein Kiefer. Die Entscheidung fiel ihm nicht leicht, aber er war weit davon entfernt, tollkühn zu sein. Besonnenheit war jetzt gefragt.

„Tuvok, wir werden uns zurückziehen. Anweisung an alle Schiffe: Rückzug mit Formation Alpha. Wir übernehmen den Flankenschutz.“

„Wir brechen den Angriff ab?“, rief Seska vom heckwärtigen Teil der Brücke. Sie klang entsetzt und ungläubig.

„Ja, weil es nicht funktioniert hat. Ohne das Überraschungsmoment können wir nur wenig ausrichten. Und jetzt müssen wir schauen, dass wir uns irgendwie hier rauskämpfen.“

„Das kannst Du nicht tun!“, bellte Seska. „Wir sind so nah dran! Das hier ist vielleicht unsere einzige Chance, Ponjab zu zerstören!“

„Der Einsatz ist *gescheitert*.“, erkannte Chakotay die Fakten an, ohne sich zur Bajoranerin umzudrehen. „*Wir* werden es sein, die gleich zerstört sind.“

„Was, kneifen wir den Schwanz ein, sobald Probleme auftauchen?! Das ist nicht der Chakotay, den ich kenne!“

Seska versuchte ihn herauszufordern, bei seiner Ehre zu packen. Er hatte damit gerechnet. Sie war niemand, der aufgab, wenn es Zeit war, die eigene Niederlage anzuerkennen. Chakotay nahm es ihr nicht übel – nicht nach allem, was sie in ihrem Leben durchgemacht hatte –, doch es galt nun, Verantwortung zu übernehmen.

„Seska, geh in den Maschinenraum und hilf Hogan und Jonas.“

„Aber Chakotay –…“, protestierte sie.

„Wir brauchen gleich sämtliche Antriebsenergie, die wir kriegen können! *Also los!*“

Widerwillig eilte Seska aus dem Cockpit. Der bittere Geruch einer Niederlage hing in der Luft, Reste von menschlichem Schweiß und Adrenalin.

„Was werden wir tun?“, fragte B’Elanna, die unmittelbar neben ihm an den technischen Kontrollen saß. Auch sie war zusehends nervös wie – bis auf den Vulkanier – vermutlich alle an Bord.

Chakotays Gedanken wirbelten. Der Bildschirm zeigte die Badlands als einen faustgroßen Fleck in der Ferne. Dort wollte er hin. Es war ihre einzige Chance, wenn sie entkommen wollten.

Aber vorher mussten sie sicherstellen, dass die übrigen Schiffe – die größtenteils stärker beschädigt waren als die *Liberty* – abziehen konnten. Was unweigerlich eines bedeutete: Sie mussten für ein Ablenkungsmanöver sorgen.

„Wir werden das Feuer auf uns lenken.“, sagte Chakotay, während er einen Abfangkurs eingab.

„Was haben Sie vor?“

Chakotay deutete auf den *Galor*-Kreuzer, der vor wenigen Minuten in der Nähe der Raumbasis eingetroffen war. „Das ist Evek höchstpersönlich. Und wenn mich nicht alles täuscht, will er mich dem Zentralkommando am liebsten auf dem Silbertablett servieren.“ Er grinste

herausfordernd. „Sorgen wir doch dafür, dass er die Chance bekommt.“

„Ich möchte zu bedenken geben…“, ließ sich Tuvok in seiner ihm angeborenen, pathologischen Nüchternheit vernehmen. „Die Chance, dass wir einen Frontalangriff auf einen Kreuzer der *Galor*-Klasse überstehen, liegt unter zwanzig Prozent.“

B’Elanna pflichtete bei: „Ich hasse es ja, ihm Recht zu geben, aber sind Sie lebensmüde?“

Chakotay sah seine Freundin mit verbindlichem Ausdruck an. „Vertrauen Sie mir. Ich bringe uns da durch.“

„Und was, wenn nicht?“

„Dann haben Sie die Ewigkeit, um es mir heimzuzahlen.“

B’Elanna bleckte herausfordernd die Zähne. „Endlich mal etwas, worauf ich mich freuen kann.“

Chakotay stürzte sich in den Kampf, bei dem es nur noch darum ging, Leben zu retten. Er ahnte nicht, dass nicht nur diese Operation, sondern auch der Maquis im Herzen der Plasmafelder für ihn zu Ende gehen würde.

Teil 2:

Während *Der Fürsorger*

Kapitel 10

Gul Aman Evek vom vierten Orden der cardassianischen Streitkräfte starrte zum primären Bildschirm. Er hasste die orangefarbenen und goldenen Schlieren aus ionisiertem Gas. Als sie den Bereich der Plasmastürme verließen, zerfaserten die Wolken allmählich und wichen schließlich den Sternen des offenen Alls. Rankenartige Plasmaausläufer bewirkten einige letzte Vibrationen, und dann glitt das Schiff ohne weitere Erschütterungen durch den Weltraum.

„Stabilisatoren intakt. Notenergie ist stabil.“, meldete ein junger Glen in Eveks Rücken erleichtert.

Der Gul wandte sich an seinen Chefingenieur, der in Anbetracht der Notlage in die Kommandozentrale gekommen war. „Was ist mit dem Warpantrieb?“

„Die Kernmatrix ist geschmolzen.“, stellte der Offizier leidenschaftslos fest. „Wir benötigen umfangreiche Wartung in einem Raumdock.“

Evek ballte eine Faust; so stark, dass seine Nägel sich tief in die Handinnenfläche bohrten, dort Wunden schufen. Er brauchte diesen Schmerz, um die Schmach zu ertragen, die ihm zugefügt worden war. Von einem fliegenden Haufen Schrott, bemannt mit durchgedrehten Zivilisten, die sich von der Föderation losgesagt hatten, um Anspruch auf Welten zu erheben, die der Cardassianischen Union gehörten.

Die Brücke der *Vetar* glich einem Trümmerfeld. Inmitten dieser Wüste aus implodierten Konsolen, eingestürzten Schotts, rußgeschwärzten Wänden und qualmenden Schaltkreisen stand Evek und zählte die Toten seiner Brückencrew. Unter ihnen befanden sich sein Stellvertreter und die Wissenschaftsoffizierin. Auf dem Rest des Schiffes, insbesondere in der technischen Sektion an Steuerbord, sah es wesentlich verheerender aus.

Evek konnte es immer noch nicht fassen. Noch nie war ein Kreuzer der *Galor*-Klasse aufgrund eines Maquis-Schiffes derart beschädigt worden. Die Gefangennahme des Rebellen Chakotay und seiner gesamten Angriffsstaffel hätte eigentlich ein Triumphzug werden sollen. Die Falle bei Ponjab war mithilfe der Obsidian-Agentin sorgsam vorbereitet worden; die Ausgangsposition war nahezu perfekt gewesen. Doch dann hatte Chakotay in der Stunde seiner größten Not eine verwegene Fluchtroute in die Badlands eingeschlagen und seinem Verfolger die schlimmste Niederlage seit langem beigebracht.

Selten war Evek so gedemütigt worden.

Es war noch gar nicht so lange her, da hatte sein Leben nur einen Höhenflug nach dem anderen gekannt. Er war als siegreicher Befehlshaber bekannt gewesen, darüber hinaus als Schriftsteller. Er hatte das Herz der schönsten und anmutigsten Frau im gesamten cardassianischen Reich gewonnen, die ihm drei stramme Söhne geboren hatte. Seine Karriere galt als legendär, er als unbesiegbar. Über zwei Jahrzehnte lang war er einer der mächtigsten Männer des cardassianischen Militärs gewesen.

Dann kam das Setlik-Massaker. Der Moment, als die Grenzkonflikte mit der Föderation drohten, in einen offenen Krieg umzuschlagen. Wenige Jahre vor dem Waffenstillstand kamen zwei seiner Söhne im Zuge erbitterter Gefechte ums Leben. Es folgte der Abzug von Bajor, der Frieden mit der Föderation. Danach gingen immer mehr Dinge schief. Der Frieden brachte Cardassia nicht die erhoffte Entlastung, sondern machte die Lage teils noch unübersichtlicher und verzwickter. Als wäre dies nicht schon genug, war Evek von seinem bedeutungsvollen Posten abgezogen und in die Entmilitarisierte Zone versetzt worden, um dort mit der Sternenflotte bei der Umsiedlung der Kolonisten sowie der Aufrechterhaltung des Friedens zusammenzuarbeiten.

Evek war daran gewöhnt gewesen, zu kämpfen, ganze Schiffsverbände zu befehligen, doch jetzt musste er ler-

nen, Zivilisten aus ihrer Heimat zu verscheuchen – und das mit Mitteln, die nicht zu offensichtlich radikal sein durften, um den neuen Alliierten, die Föderation, nicht zu verunstimmen.

Das war jedoch noch nicht das Ende des demütigenden Sturzes von Gul Evek gewesen. Kurze Zeit später schlossen sich jene Zivilisten zum Maquis zusammen und begannen damit, sich Waffen und Schiffe zu beschaffen und sich gewaltsam zu wehren. Sie errichteten Verteidigungsgürtel um ihre Kolonien und griffen cardassianische Militärinfrastruktur an.

Beinahe hätte auch Eveks dritter Sohn bei einem Überfall der Rebellen im Nonas-System den Tod gefunden. Später erfuhr er, dass das dabei eingesetzte Schiff Sternenflotten-Eigentum war. Die Maquis behaupteten, es gestohlen zu haben, aber nicht wenige im cardassianischen Militär argwöhnten, ob die Föderation nach außen Protest heuchelte und gleichzeitig auf geheimen Kanälen Waffen in die EMZ schmuggelte.

Das Maquis-Problem war binnen Monaten immer größer geworden. Gleichzeitig standen Evek nicht die Ressourcen zur Verfügung, die er gebraucht hätte, um effektiv und kraftvoll gegen die Terroristen vorzugehen. Das Problem bestand darin, dass die Aufmerksamkeit des Zentralkommandos sich mehr und mehr von den Brandherden in der EMZ weg bewegte. Zusammen mit dem

Obsidianischen Orden glaubten immer mehr Offiziere in den Führungsebenen, dass die wirkliche Gefahr im Gamma-Quadranten lag, wo das Dominion herrschte. Man verwies auf die Reaktionen der Föderation und die inoffizielle, aber allzu offensichtliche Evakuierung von Personen aus den Sektoren in der Nähe des bajoranischen Wurmlochs, das eine Verbindung zum Gamma-Quadranten darstellte.

Tatsächlich hatten die Jem'Hadar, die furchtlosen Soldaten des Dominion, auf der anderen Seite des Wurmlochs ein Massaker angerichtet, das in Erinnerung geblieben war. Ein mächtiger Sternenflotten-Kreuzer der *Galaxy*-Klasse war zerstört, eine bajoranische Kolonie mit Hunderten Siedlern dem Erdboden gleichgemacht und sämtliche Relaisstationen ausradiert worden. Zudem galt ein halbes Dutzend Schiffe aus dem Alpha-Quadranten als verschollen.

Trotz dieser zugespitzten Lage im Zusammenhang mit dem Wurmloch musste Evek immer noch zusehen, wie er hier mit seiner Aufgabe fertig wurde. Heute kamen ihm ernsthafte Zweifel, ob die Strategien, für die er sich entschieden hatte, die richtigen gewesen waren. Oder war er auf den letzten Metern einfach zu übermütig geworden? Wo war der Fehler gewesen? Was war sein Versagen? Eine harte Abrechnung würde nötig werden, mit sich selbst, aber auch mit demjenigen, der ihm so

eingeheizt hatte: ein Mensch indianischer Abstammung vom Planeten Trebus.

Der Sensoranalytiker unterbrach seine Gedankengänge, als dieser meldete: „Keine der ausgesandten Sonden hat ein positives Signal, Gul. Nach wie vor keine Spur vom Maquis-Raider.“

Evek bleckte die Zähne. „Suchen Sie weiter. Was ist mit dem Transmitter der Agentin?“

„Wir können die Quanten-Trägerwelle nicht orten.“

Evek konnte nur spekulieren, warum die Verbindung zu Seska abgebrochen war. Zwei mögliche Gründe kamen ihm in den Sinn: Entweder der Raider war während des Flugs durch die Plasmawolke zerstört oder zumindest schwer beschädigt worden, oder Seska war aufgeflogen. Doch das waren nur wilde Überlegungen.

„Eines unserer Kriegsschiffe ist im Anflug.“, kam es vom Navigator.

Das wurde auch langsam Zeit. „Um welches Schiff handelt es sich?“

„Es ist die *Prakesh*.“

Warum gerade die *Prakesh*? Das hatte Evek gerade noch gefehlt. Er konnte dessen Kommandanten nicht

ausstehen, ihn und seine selbstgerechte, triefende Art. Außerdem erinnerte besagter Kommandant Evek auf seine Weise daran, was in der cardassianischen Politik seit geraumer Zeit schief lief.

Als Dukats grimmiges Gesicht auf dem Schirm erschien, verfolgte Evek, wie sich bei seinem alten Widersacher ein Lächeln breitmachte. „Gul Evek. Der Grad der Schäden an Ihrem Schiff lässt nur den Schluss zu, dass Sie gegen ein Superschlachtschiff angetreten sind.“

Evek schob den Unterkiefer vor. Er wusste, dass es vergebens war, zu leugnen, was sich zugetragen hatte. „Weit gefehlt. Es waren die Plasmastürme.“

Dukats Augen weiteten sich gespielt. „Sie sind doch nicht etwa hineingeflogen?“

„Ich hatte ihn beinahe.“, entgegnete Evek gepresst. „Aber er entkam. Er war gut.“

„Gut genug, um Ihrem Ego eine blutige Nase zu verpassen, Evek.“, zog Dukat ihn in seiner üblichen Borniertheit auf. „Ich fand immer, etwas Demut steht Ihnen.“

„Sparen Sie sich die Worte, Dukat.“, fauchte Evek.

Dukats Gesicht verfinsterte sich, und er nahm wieder völligen Ernst an. „Wir können uns derartige Rückschläge nicht länger leisten.“

„Ich weiß. Ich werde mich unverzüglich mit dem Zentralkommando in Verbindung setzen. Wir brauchen ein neues Vorgehen, mehr Schiffe in der EMZ und mehr Entschlossenheit.“

Dukat nickte. „Ich bin gespannt.“

„Nehmen Sie uns in Schlepptau.“, forderte Evek den anderen Gul auf. „Anschließend benötigen wir eine Eskorte zur Takarian-Basis.“

„Verstanden.“ Dukat verschwand vom Schirm.

Eine junge Frau trat an Evek heran. Sie hielt einen Datencomputer in der Hand. „Gul, mir liegt jetzt eine vollständige Verlustliste vor.“

„Lassen Sie hören.“

„Es wurden nach letztem Stand siebenunddreißig Personen getötet und hundertsechzehn verletzt, davon mindestens fünfundsechzig schwer.“

Evek hörte die Worte, aber es fiel ihm schwer, sie zu glauben. Damit lagen die Verluste noch höher als er bislang angenommen hatte.

„Zudem, Gul, muss ich Ihnen mitteilen, dass auch Glinn Talaja nicht überlebt hat.“

Talaja. Er war sein bester Schüler gewesen, sein engster Freund an Bord. Aus ihm wäre eines Tages ein großer Anführer geworden. Jetzt lebte er nicht mehr.

Unglaubliche Wut formierte sich in Evek. Chakotay hatte ihn gedemütigt, hatte ihn zur Witzfigur gestempelt, seine gesamte Ehre durch den Schmutz gezogen. Dafür, schwor Evek sich, würde er bezahlen. Selbst, wenn es nicht heute und auch nicht morgen sein würde – eines Tages *würde* er die Abrechnung erhalten, die er verdient hatte.

Evek würde als letzter lachen. Seine Rache würde kommen.

Bis dahin würde er alles tun, um den Maquis ins Höllenfeuer zu treiben. Mit dem heutigen Tag hatte der Feldzug gegen die Rebellen eine neue Dimension erreicht. Daran würde selbst die Föderation nichts ändern können.

Kapitel 11

Sternzeit: 48275,2 | 11. 4. 2371

Kathryn Janeway blieb nicht viel Zeit. Sie saß in ihrem provisorischen Büro im Sternenflotten-Hauptquartier und brütete über einem Haufen Akten. PADDs lagen wild über den gesamten Schreibtisch verteilt, daneben zwei leere Kaffeetassen. Die Ordnung, die sie ansonsten pflegte wie eine heilige Kuh, war unübersehbar unter die Räder gekommen. Hoch über den Wolken arbeiteten währenddessen die Ingenieure von Utopia Planitia fieberhaft daran, dass ihr neues Schiff in wenigen Tagen ablegen konnte. Es galt einen Zeitplan einzuhalten.

Aus einer entspannten und ausgelassenen Indienststellungsfeier würde nichts werden. Vor wenigen Tagen hatte das Oberkommando den Termin für den offiziellen Stapellauf der *Voyager* deutlich vorgezogen. Der Grund hierfür war ein Auftrag, den sie übernehmen sollte. Admiral Hayes hatte gesagt, er sei der *Voyager* mit ihren einzigartigen Manövrierfähigkeiten wie auf den Leib geschnitten.

Janeway hatte Befehle erhalten, in den Badlands nach einem Schiff des Maquis zu suchen. Dieses war vor sieben Tagen infolge eines fehlgeschlagenen Angriffs auf die cardassianischen Ponjab-Werften in die Plasmastürme geflohen, hatte den cardassianischen EMZ-Aufseher Gul Evek höchst selbst spektakulär ausmanövriert und war seitdem nie wieder aufgetaucht. Offenbar hoffte die Sternenflotte über das Aufspüren der Fluchtroute des Schiffes einen oder sogar mehrere vitale Geheimstützpunkte des Maquis aufdecken und trockenlegen zu können.

Janeway hatte eigentlich auf eine Forschungs- oder Kartografierungsmission gehofft, doch als Hayes sie wissen ließ, wer sich undercover an Bord des Maquis-Raiders befand, wurde sie hellhörig, und ihr volles Interesse war endgültig geweckt. Natürlich hatte sie gewusst, dass Tuvok für eine Spezialmission ins Gebiet der EMZ abkommandiert worden war, doch nicht, wohin genau. Darüber hatte er ihr nichts sagen dürfen. Nun aber weihte Hayes sie in sämtliche Details ein.

Janeway erfuhr, dass Tuvok Teil eines Infiltrationsprojekts des Geheimdienstes war: Agenten unterwanderten den Maquis, sammelten taktische Informationen und halfen anschließend dabei, die Anführer der Aufständischen in Gewahrsam zu nehmen. Tuvoks Aufgabe habe darin bestanden, einen Mann namens Chakotay – den

Befehlshaber des besagten Raiders – der Sternenflotte in die Hände zu spielen.

Normalerweise, klärte Hayes sie auf, hätte er sich mindestens einmal alle achtundvierzig Stunden melden müssen. Doch seit der Flucht in die Badlands sei jegliches Lebenszeichen von ihm verstummt. Dies lasse den Schluss zu, dass entweder der *Liberty*, wie Chakotays Schiff hieß, etwas zugestoßen oder Tuvok selbst verschwunden sei. Die *Voyager* solle dem nachgehen und für Klarheit sorgen. Im besten Fall könne Janeway diejenige sein, die Chakotay – einen der inzwischen meistgesuchten Aufständischen – nachhause brachte, um ihn dort vor Gericht zu stellen. Insbesondere nach der Ponjab-Attacke sei es an der Zeit, dass die Sternenflotte deutlich entschiedener gegen den Maquis vorgehe, wenn sie den fragilen Frieden mit Cardassia stabilisieren wolle.

Für Janeway bekam der Auftrag eine sehr persönliche Note. Tuvok war nicht irgendjemand für sie. Tatsächlich bezeichnete sie den Vulkanier als ihren engsten Freund – und sie war niemand, dem es leicht fiel, Freundschaften zu knüpfen. Sie kannten einander seit fünfzehn Jahren und waren spätestens in ihrer gemeinsamen Zeit als Offizierskameraden an Bord der *U.S.S. Billings* sowie später auf der *U.S.S. Bonestell* durch Dick und Dünn gegangen. Im Laufe der zurückliegenden Jahre hatte Janeway festgestellt, dass Tuvoks logischer und besonnener

Rat ihr selbst in den dunkelsten Momenten Durchblick und Selbstvertrauen stiftete. Sie ging beinahe so weit zu behaupten, dass sie abhängig davon war.

Als Admiral Patterson ihr Ende vergangenen Jahres mitteilte, dass die Sternenflotte ihr mit der *Voyager* ein äußerst attraktives Kommando anbot, hatte für Janeway kein Zweifel bestanden, dass sie alles unternehmen würde, um Tuvok von der *Bonestell* mitzunehmen. Es bedurfte keiner großen Überzeugungskünste – der Vulkanier erklärte sich für seine Verhältnisse verblüffend rasch und spontan dazu bereit, ihr auf das neue Schiff der *Intrepid*-Klasse zu folgen, was Janeway als Ausweis ihrer inzwischen gefestigten Freundschaft wertete.

Dann jedoch funkte plötzlich die Abkommandierung für einen Geheimauftrag dazwischen. Tuvok, mit dessen Hilfe sie eigentlich die Besetzung der vakanten Posten hatte vornehmen wollen, musste Monate vor der Indienststellung der *Voyager* in die EMZ aufbrechen. Janeway versprach ihm, dass sie die Stelle des Taktik- und Sicherheitschefs bis zu seiner Rückkehr für ihn offenhalten würde.

So wie es aussah, würden sich ihre Hoffnungen, den Vulkanier bei der Indienststellungszeremonie und dem Jungfernflug dabei zu haben, nicht mehr erfüllen. Janeway klammerte sich an den Gedanken, dass Tuvok trotz des Ausbleibens seiner Reporte wohlauf war. Immerhin

bekam sie jetzt eine Chance, ihn selbst auf die *Voyager* zurückzuholen. Hayes ließ sie wissen, dass Tuvok bereits in wenigen Wochen abgezogen werden und in den regulären Dienst zurückkehren solle.

Janeway hatte, bis es losging, noch alle Hände voll zu tun. Mit ein wenig beratender Unterstützung von Admiral Patterson hatte sie ihre Crew einschließlich der Führungsoffiziere inzwischen zusammen. Allerdings fehlte es ihr – trotz der technologischen Potenziale, welche die *Voyager* für das Navigieren in Hochgefahrenzonen bot – an jemandem, der sich in den Badlands auskannte. Einer Art Fremdenführer, der sie bei der Suche nach der *Liberty* auf mögliche Routen, Schlupfwinkel oder Gefahrenquellen aufmerksam machen konnte.

Eine solche Person aufzutreiben stellte eine echte Herausforderung dar, galten doch die Badlands mit ihren ausgedehnten Plasmastürmen als eine der brenzligsten Regionen im erforschten Raum. Kaum jemand, der dort hineinspazierte, kam so leicht wieder heraus. Die Maquis schienen da mittlerweile eine echte Ausnahme zu bilden. Sie hatten aus der Not eine Tugend gemacht, indem sie die Plasmaausdehnung als Rückzugsort für taktische Operationen erschlossen und zu nutzen begannen. Nach dem, was Gul Eveks Schiff neulich zugestoßen war, sah es nicht so aus, als ob die Cardassianer auf diese Art von Guerillakriegsführung gut eingestellt waren.

Eines steht jedenfalls fest: Dieser Chakotay scheint kein schlechter Taktiker zu sein., ging es Janeway durch den Kopf. *Ich will wetten, dass hinter seinem Verschwinden mehr steckt als bloßer Zufall.* Für sie bedeutete das Folgendes: Sie brauchte jemanden, der seine Taktiken verstand, der in der Lage war, seine Schritte zu ermessen. Wo konnte Chakotay sich inzwischen aufhalten? Wie konnte sie herausfinden, was im Kopf eines waschechten Maquis vor sich ging?

Mit einem Mal kam Janeway ein Gedanke, der ihr zunächst abwegig erschien. Sie musste jemanden finden, der beim Maquis *gewesen* war, der sich mit der Organisation auskannte. Leichter gesagt als getan. Denn von den etwa ein Dutzend in der EMZ eingesetzten Agenten war bislang noch niemand zurückgekehrt, und da die Sternenflotte erst seit wenigen Wochen offiziell ‚Jagd' auf ausgewählte Mitglieder des Maquis machte, waren noch keine nennenswerten Gefangennahmen erfolgt, sodass Janeway niemandem einen Besuch in der Brig abstatten konnte.

Trotzdem verwarf sie ihre Idee nicht sogleich. Stattdessen rief sie die Akte von Chakotay auf und stellte mit Erstaunen fest, dass er vor nicht allzu langer Zeit im Rang eines Commanders in der Sternenflotte gedient hatte. Dann hatte er sich, um seine von indianischen Nachfahren kolonisierte Heimatwelt Trebus zu verteidigen, dazu entschlossen, den Dienst niederzulegen. In den vergan-

genen Jahren war Chakotay einer der zentralen Akteure bei der Formierung des Maquis gewesen. Er hatte mit einer Menge Leute Kontakt gehabt, die er auf die eine oder andere Weise für sich und seine Zwecke einzuspannen verstand. Darunter auch einige Sternenflotten-Offiziere.

Janeway forderte via Computeranfrage vom Geheimdienst eine Übersicht an. Eine halbe Stunde später überflog sie die Liste und blieb etwa in der Mitte stehen. Ihre Augen fixierten einen Namen, der ihr natürlich sofort etwas sagte: *Paris, Thomas Eugene*.

Tom Paris war der Sohn ihres ehemaligen Mentors, Admiral Owen Paris, unter dem sie mehrere Jahre als Wissenschaftsoffizier an Bord der *Al-Batani* – unter anderem während der Arias-Expedition – gedient hatte. Im letzten Jahr hatte seine Karriere, kaum dass sie anfing, unrühmlich geendet, nachdem er gestanden hatte, dass er bei Caldik Prime für den Tod dreier Kollegen während eines Staffelmanövers verantwortlich war. Tom war im wahrsten Sinne des Wortes auf die schiefe Bahn geraten, als er sich nach seiner Entlassung aus der Sternenflotte prompt dem Maquis anschloss. Das Glück schien ihm nicht hold gewesen zu sein, denn bereits bei seinem ersten Auftrag war er gefasst worden.

Sein Vater hatte schwer daran getragen. Er war kein Mann, der offen über seine Sorgen sprach, aber Janeway

hatte bei ihren gelegentlichen Gesprächen die subtilen Anzeichen bemerkt, die auf Owen Paris‘ Stimmung drückten. In der Zeit auf der *Al-Batani* hatte sie ihn gut genug kennengelernt. Der Admiral war ein Mann, dem Dinge wie Familie, Ehre, Pflichterfüllung und Tradition sehr wichtig waren. Zweifellos hatte er sich gewünscht, dass sein einziger Sohn eines Tages dem Beispiel des Vaters folgte und in dessen Fußstapfen trat. Stattdessen hatte er mit ansehen müssen, wie Tom regelrecht abstürzte. Voller Enttäuschung hatte er sich von ihm abgekehrt.

Janeway starrte erneut auf den Namen und realisierte: Das war womöglich die goldene Gelegenheit, nach der sie gesucht hatte. In gleich mehrerer Hinsicht. Tom Paris mochte zwar kein Experte für die Untiefen der Badlands sein, aber sicher konnte er der *Voyager* bei ihrer Suche nach Chakotay von Nutzen sein. Es war besser als nichts.

Nebenbei fühlte es sich einfach gut an, ihrem alten Förderer einen Gefallen zu erweisen, indem sie Tom die Chance eröffnete, sich schneller zu rehabilitieren. Sie konnte die Beziehung zwischen Vater und Sohn nicht kitten und war weit davon entfernt, sich in eine Sache einmischen zu wollen, die sie nichts anging, aber da sie fest daran glaubte, dass jeder eine zweite Chance im Leben verdient hatte, entsprach es ihrem Wunsch, Tom ein wenig unter die Arme zu greifen. Es fiel ihr schwer, sich vorzustellen, dass jemand, der Owen Paris‘ Sohn

war, eine für alle Zeit gescheiterte Existenz sein sollte. Womöglich hatte er nur etwas Nachsehen und Starthilfe nötig.

Zwei Fliegen mit einer Klappe, könnte man sagen…

„Computer, welcher Strafkolonie wurde Thomas Eugene Paris zugeteilt?“, fragte Janeway schließlich.

[Neuseeland, Auckland-Kolonie.], erwiderte die monotone Stimme.

Janeway nickte knapp. „Verbindung zur Rehabilitationskommission herstellen. Ich möchte alle verfügbaren Informationen zu Tom Paris und seiner Zeit im Maquis…“

Es gab schlimmere Orte als Neuseeland, um eine Freiheitsstrafe zu verbringen. Die Arbeit war hart – es ging um die Restaurierung alter Ruinen für ein historisches Projekt –, aber Tom fand die körperliche Arbeit befriedigend, auch deshalb, weil sie es ihm erlaubte, nachts zu schlafen. Dazu war er nicht imstande gewesen, seit er unehrenhaft aus der Sternenflotte entlassen worden war. Dann seine kurze Zeit beim Maquis, seine Gefangennahme und Verurteilung, die verachtenden letzten Worte seines Vaters, als er ihn zum letzten Mal besucht hatte, ehe sein Verfahren endete. All das hatte ihn noch viel weniger Schlaf finden lassen.

Als er nach Auckland transferiert wurde und damit begann, viele Stunden am Restaurierungsprojekt zu arbeiten, verbesserte sich seine Stimmung, obgleich noch immer eine schwere Bürde auf ihm lastete. Aber irgendwie gelang es ihm, sich treiben zu lassen, seine Gedanken abzuschalten, die Grübelei zu beenden. Auf diese Weise zogen mehr als vier Monate ins Land.

Heute war ein warmer feuchter Tag, aber die Luft duftete aromatisch und Vögel zwitscherten in den Wäldern, die die Ruinen umgaben. Tom war so sehr auf seine Schweißarbeit konzentriert, dass er nicht hörte, wie sich ihm jemand näherte.

Er zuckte unwillkürlich zusammen, als die kraftvolle Stimme einer Frau erklang. „Tom Paris?“

Paris hob den Kopf und sah eine adrette Frau in der Uniform eines Captains. Trotz der schwülen Hitze wirkte sie kühl und gefasst. Plötzlich war es Tom peinlich, dass er so stark schwitzte.

„Kathryn Janeway. Ich diente mit Ihrem Vater auf der *Al-Batani*. Können wir uns irgendwo ungestört unterhalten?“

Noch ahnte Paris nicht, dass diese Worte sein Leben für immer verändern würden.

Kapitel 12

Sternzeit: 48302,3 | 21. 4. 2371

Das Innere der Raumstation *Deep Space Nine* wurde der äußeren Ästhetik nicht gerecht. Es wirkte alles irgendwie unfertig und lieblos. Unbekleidete Streben, kahle Decken, summende Schaltkreise und Kabel unter Stahlgitter-Laufstegen. Für Kathryn Janeway war es nicht gerade der Ort, an dem sie ihre Urlaubstage verbringen wollte.

Trotzdem kam sie nicht umhin, zuzugeben, dass die exotische Fremdartigkeit dieses Ortes etwas Inspirierendes bot. Die Sternenflotte unterhielt nicht viele Raumstationen, die eigentlich von anderen, außerhalb der Föderation lebenden Völkern gebaut worden waren. Das cardassianische Design war ominös, bedrohlich und von einer gewissen Überheblichkeit, doch die Art und Weise, wie es mit Sternenflotten- und bajoranischer Technologie angereichert worden war, hatte eine besondere Atmosphäre geschaffen.

Besonders beeindruckte sie die gewaltige Ops-Zentrale mit ihrer kathedralenartig sich emporwölbenden Decke. Sie schritt an den hier arbeitenden Offizieren vorbei und stieg die Treppenstufen zum Büro des Kommandanten hinauf. Diese Art von Ehrerbietung, die mit dem Aufsehen und Emporsteigen zum Befehlshaber verbunden war, mutete in der Tat sehr cardassianisch an. Für die Sternenflotte, die flachere Hierarchien bevorzugte, war der symbolische Ausdruck, den diese Innenarchitektur mit sich brachte, kaum vorstellbar.

Sie betätigte den Türmelder, wartete gar nicht auf einen Ruf und trat daraufhin durch die sich teilende Doppeltür ein.

„Captain Janeway. Es freut mich Ihre Bekanntschaft zu machen.“, begrüßte sie eine freundliche Stimme.

Dieser Besuch war von ihr nicht eingeplant gewesen, doch ein paar Minuten konnte sie dafür entbehren. Tatsächlich war der Kommandant von DS9 derjenige gewesen, der sich ziemlich unerwartet bei ihr gemeldet hatte, um, wie er sagte, einige Dinge mit ihr zu besprechen, die sie interessieren dürften.

Nun stand sie vor ihm. Das Erste, was Janeway an Commander Benjamin Sisko auffiel, war der strahlende, enthusiastische Ausdruck seiner dunklen Augen. Sie drückten vieles aus, wofür Worte nicht genügten: Der Kommandant von DS9 war kein Kind von Traurigkeit; er

war ein Kämpfer; jemand mit Ausdauer; wenn er sich aufrichtig freute, dann lebte er diesen Moment aus.

Sie wusste nicht viel über ihn, aber gerade dieser Mangel an Informationen ließ die Begeisterungsfähigkeit, die ihn wie eine Aura umgab, umso mehr hervortreten. Was sagte das über ihn aus? Dass er in der Lage war, sich selbst auf die widrigsten Bedingungen einzustellen? Dass er niemals aufgab und mit hartnäckiger Geduld seine Ziele verfolgte?

So wie sein Kommando jedenfalls begonnen hatte, war er nicht zu beneiden gewesen. Bajor war nach dem Abzug der Cardassianer nicht mehr und nicht weniger als ein politisches Pulverfass gewesen. Aber zusammen mit seinen Verbündeten hatte er es geschafft, die Grundlagen für eine Erholung des Dekaden ausgeplünderten Planeten zu legen. Das war keine Kleinigkeit.

Sisko und seine Crew hatten aber noch weit mehr getan: Sie hatten das erste stabile Wurmloch entdeckt, mitten im Denorios-Gürtel. Dadurch war DS9 völlig überraschend zu einem Knotenpunkt für Exploration, Handel und Kolonisierung mit dem entlegenen Gamma-Quadranten geworden. Jedenfalls solange, bis eine auf der anderen Seite der Galaxis gelegene Großmacht, die sich das Dominion nannte, dies als Eingriff in ihre Interessen interpretierte und mit einer brutalen Säube-

rungsaktion dem Vorstoß der Sternenflotte ein vorübergehendes Ende bereitete.

Jetzt galt die Lage als angespannt. DS9 war ein spezielles und experimentelles Kampfschiff, die *U.S.S. Defiant*, zugeteilt worden, und die Sternenflotte hatte damit begonnen, die Station massiv aufzurüsten. Bald schon würde sie eine Festung aus Schilden, Panzerplatten und Photonen-Torpedos sein. All das waren Zeichen, dass die Ausgangslage seit dem Zusammenstoß mit dem Dominion sich ernsthaft verändert hatte, und wer konnte sagen, was die Zukunft brachte?

Janeway ertappte sich dabei, wie sie sich in der Anwesenheit dieses Mannes auf der anderen Seite des großen, gläsernen Schreibtisches plötzlich viel demütiger fühlte. Die Masse und Qualität an Herausforderungen, mit denen er gleichzeitig umzugehen hatte, überstieg das Pensum eines gewöhnlichen Sternenflotten-Captains bei weitem. Auf der anderen Seite war Janeway froh und dankbar, nur die Verantwortung für *ein* Schiff und *eine* Besatzung tragen zu müssen und nicht noch die politische Großwetterlage zweier Quadranten auf ihren Schultern wusste.

Sisko streckte die Hand aus, und Janeway erwiderte den Gruß. „Schön, Sie zu treffen, Commander."

Er bot ihr einen Kaffee an, doch sie lehnte mit dem Verweis, in den letzten Tagen bereits zu viel davon getrunken zu haben, ab. Daraufhin setzten sich beide.

„Das Schiff am oberen Pylon drei sieht nicht übel aus. Herzlichen Glückwunsch nachträglich."

„Danke."

Sisko fing ohne lange Umschweife an. „Wie ich hörte, wurden Sie damit beauftragt, einen Maquis-Raider in den Badlands zu suchen."

„Das ist korrekt.", bestätigte Janeway.

„Nicht gerade die langweiligste erste Mission, würde ich sagen. Da dachte ich mir, es könnte doch nicht schaden, wenn ich Ihnen einige unserer Erfahrungen zur Verfügung stelle." Janeway verfolgte mit fragendem Blick, wie Sisko ein PADD hervorholte und es in ihre Richtung über den Tisch schob. „Der Maquis und ich hatten schon ein paar Mal das Vergnügen."

Jetzt ging ihr ein Licht auf. „Der Zwischenfall mit der *Bok'Nor*. Ich habe Ihren Bericht gelesen."

Der bajoranische Sektor grenzte unmittelbar an cardassianisches Gebiet an – und damit auch die EMZ, die einen großen Bereich zwischen den Territorien Cardassias und der Föderation umfasste. Gewisserma-

ßen hatte DS9 der Geburt des Maquis Pate gestanden, damals als der cardassianische Frachter spektakulär in die Luft gejagt worden war.

„Es gab seitdem noch einige weitere Begebenheiten, die nicht im offiziellen Logbuch stehen.“, klärte Sisko sie auf, ohne die Gründe dafür zu nennen. Allerdings verriet die Verdunkelung seiner Gesichtszüge, dass es wohl kaum etwas Angenehmes war.

Janeway zögerte einen Moment. „Mit Commander Hudson verband Sie eine Freundschaft, nicht wahr?“, fragte sie.

„Mehr als das. Es war nicht leicht, mit anzusehen, was aus ihm wurde.“ Nachdenklichkeit legte sich über Siskos dunkles Antlitz, während er nach dem Baseball auf seinem Schreibtisch griff und ihn in der Hand wog. Eine merkwürdige Geste, aber sie machte ihn zugleich interessant.

„Wissen Sie, ich kann ihm nicht zum Vorwurf machen, dass er sich vor die Siedler in der EMZ stellte. Ich kann nicht mal behaupten, dass die Föderation sich bei diesem Friedensvertrag mit Cardassia vor ein paar Jahren sonderlich clever anstellte. Aber ich weiß, dass wir alle, die wir diese Uniform tragen, einen Eid geschworen haben…und dass ein Kleinkrieg in eigener Sache keine Lösung ist.“

Sisko sog Luft durch die Nüstern und legte den Ball wieder auf die Ablage. Dabei fokussierte er Janeway. „Sehen Sie sich vor, Captain. Der Maquis hat ein beträchtliches Radikalisierungspotenzial. Wenn Sie in die Badlands fliegen – seien Sie auf alles gefasst. Inzwischen bin ich mir nicht mal mehr sicher, ob sie einen Bogen um ein Schiff der Sternenflotte machen."

„Wir werden mit aller Vorsicht vorgehen.", versicherte sie. „Doch ich beabsichtige fest, Chakotays Schiff zu finden…und meinen Sicherheitschef."

„Ach ja.", gab er mit viel wissendem Lächeln zurück. „Da war doch 'was."

Er ist gut informiert für einen Commander.

„Wo Sie schon hier sind – da wäre noch eine Kleinigkeit." Sisko strich sich übers Ohr, als wolle er prüfen, ob dort eine Spitze entstanden sei. „Ich dachte, ich teile es Ihnen persönlich mit… Vorhin hat sich Admiral Nechayev bei mir gemeldet. Sie sagte, dass das Oberkommando derzeit darüber nachdenke, die *Voyager* fest im Gebiet zwischen Bajor und den Badlands zu stationieren."

Janeway traf diese Neuigkeit wie ein Donnerschlag. Wieso hatte niemand mit ihr darüber gesprochen? Warum überging man sie und wandte sich einfach an Sisko, der rangmäßig sogar unter ihr stand?

Um keine zu lange und für sie unangenehme Pause entstehen zu lassen, erwiderte sie: „Interessant. Davon höre ich zum ersten Mal.“

Sisko nickte knapp. „Ich glaube, die Idee kam ihnen ziemlich spontan. Aber sie hat durchaus ihren Reiz, finden Sie nicht auch? Die einzigartigen Manövrierfähigkeiten aufgrund der bioneuralen Systeme und des Antriebs machen die *Voyager* zum perfekten Schiff, um in der Region zu operieren. Und angesichts der wachsenden Bedrohung durch das Dominion wäre es nicht schlecht, wenn wir mittelfristig noch ein zweites Schiff fest im Sektor hätten.“

Janeway war immer noch ein wenig überfahren. Als sie sich bereiterklärte, das Kommando der *Voyager* zu übernehmen, hatte man ihr in Aussicht gestellt, Tiefenraummissionen durchführen zu können. Und jetzt, kurz vor dem Aufbruch zu einer ersten Mission, die sowieso nicht Janeways Wunsch entsprach, warf man alles um? Das war nicht ganz fair.

Gleichzeitig war ihr klar, dass die Arbeit eines Captains der Sternenflotte kein Wunschkonzert war. Die Bedingungen änderten sich ständig – gerade in diesen Jahren –, und wenn das Oberkommando sich etwas in den Kopf gesetzt hatte, dann konnte man nicht viel dagegen unternehmen.

Dennoch ließ Janeway es sich nicht nehmen, ihre Vorbehalte deutlich zu machen. „Sehen Sie mir meine Direktheit nach, Commander: Ich war darauf eingestellt, dass die *Voyager* für Forschungsmissionen eingesetzt werden wird. Nicht für die Sicherung des bajoranischen Sektors."

„Das verstehe ich.", räumte Sisko ein. „Allerdings fürchte ich, es sind gerade nicht unbedingt die besten Zeiten für Entdecker. Das haben wir auf DS9 früh gelernt." Er lächelte versöhnlich. „Aber falls Sie nach Wundern und Übernatürlichem suchen – davon haben wir hier genug zu bieten."

„Übernatürlich…", rollte sie etwas irritiert über die Zunge. „Ich habe noch nie etwas gesehen, das ich als übernatürlich bezeichnen würde. Nur als faszinierend, wie mein Sicherheitschef sagen würde. Es gibt für alles eine wissenschaftliche Erklärung. Davon bin ich zutiefst überzeugt."

Sisko zwinkerte freundlich ob ihrer unverkennbaren Haltung. „Tja, sehen Sie: Ein weiterer Grund, warum Ihnen unsere Ecke des Weltraums noch etwas beibringen kann. Man lernt bekanntlich nie aus."

Janeway versuchte seine Antwort zu ermessen. Was gedachte er ihr damit mitzuteilen? Dass er glaubte, sie liege falsch? Sie hatte gehört, dass die Bajoraner ihn verehrten und als einen Mittler zwischen ihnen und ih-

ren Göttern betrachteten. Wie nannten sie ihn? Abgesandter der Propheten? Diese ganze Sache war ihr nicht wirklich geheuer.

„Ich schlage vor,“, fuhr Sisko fort, „Sie bringen erst einmal Ihren Auftrag in den Badlands hinter sich. Anschließend werden wir Rücksprache mit der Sternenflotte halten, und dann können wir uns gerne noch einmal treffen und in Ruhe über alles sprechen. Auf jeden Fall würde ich mich freuen, wenn wir in Zukunft zusammenarbeiten.“

Janeway erwiderte sein Lächeln, aber tief in ihrem Innern fragte sie sich, wer oder was sie von einer drohenden Stationierung bei *Deep Space Nine* erlösen konnte.

Kaum hatte sie sich empfohlen, drehte sie sich in der offenen Tür noch einmal um, als sie Siskos Stimme in ihrem Rücken erneut vernahm: „Captain?“ Ein undeutbarer Ausdruck huschte über sein Gesicht. Dann sagte er: „Gute Jagd.“

Kapitel 13

Tom Paris hatte sich geärgert, dass ein paar Pedanten in der Rehabilitationskommission sich geweigert hatten, seine Entlassung frühzeitig genug in die Wege zu leiten, damit er an Bord der *Voyager* das Sol-System verlassen konnte. So war er gezwungen gewesen, auf überaus kompliziertem und wenig komfortablem Weg hinterherzureisen. Er hatte dreimal das Schiff wechseln müssen, und das Beste, was ihm auf diesem Trip geboten worden war, war ein Einzelquartier entlang einer nervtötend lauten Plasmaleitung gewesen. Bestimmt hatte ihn irgendjemand dafür büßen lassen wollen, dass sich ihm nun die Gelegenheit bot, wieder auf freien Fuß zu kommen.

Apropos Fuß: Die verdammte Signalfessel hatten sie ihm immer noch nicht abgenommen. Dabei war er die ganze Zeit über von Sternenflotten-Offizieren beaufsichtigt worden. Erst an Bord der *Voyager* würde es soweit sein, dass niemand mehr auf Anhieb Bescheid wusste, ob er sich gerade in der Kantine aufhielt oder seine Notdurft verrichtete.

Auf Sternenbasis 375 war er Lieutenant Veronica Stadi, Janeways leitender Navigatorin, übergeben worden. Sie hatten den verbleibenden Weg mit einem Standard-Shuttle zurückgelegt.

Stadi, eine überaus attraktive, schwarzhaarige Betazoidin, war nicht besonders freundlich zu ihm gewesen, vermied es ganz offensichtlich, mit ihm zu sprechen und forderte ihn auf, im Passagierbereich der Fähre zu bleiben. Doch bei ihr schien dies mehr protokollarische Gründe zu haben als persönliche.

Als *Deep Space Nine* in Sichtweite geriet, beschloss Paris, Stadis Einstellung zu testen. Einer seiner charmanten Kommentare über das übliche Verhalten betazoider Frauen, das scheinbar im Kontrast zu ihrem Verhalten ihm gegenüber stehe, zauberte ihr ein Lächeln ins Gesicht. Sie konterte etwas, das Paris nicht unlieb war. Ihre Schlagfertigkeit empfand er als überaus anziehend.

Wusste ich's doch… Sie hat nichts gegen mich. Irgendwie bereitete ihm diese Erkenntnis eine gewisse Erleichterung. In den letzten sechs Monaten waren ihm nicht mehr viele Leute begegnet, die noch etwas für ihn übrig hatten. Dafür gab es genügend, die ihn am Boden zerstört und vernichtet sehen wollten. Seinem Vater war es egal.

„Das ist unser Schiff. Das ist die *Voyager*.“, sagte Stadi, während das Shuttle immer näher kam.

Paris merkte erst jetzt, wie abgelenkt er gewesen war. Ganz deutlich hörte er die Aufregung in ihrer Stimme, und sie erwies sich als ansteckend. Stadi deutete durch die transparente Cockpitscheibe, und ihr Begleiter blickte fast gegen seinen Willen in die entsprechende Richtung.

Zuerst fiel es ihm schwer, das richtige Schiff unter den vielen Raumern zu finden, die an den Andockmasten von *Deep Space Nine* schwebten. Dann bemerkte er das eine Sternenflotten-Schiff, das *besondere*.

Mit einem Mal erkannte er: Seine stromlinienförmige Eleganz unterschied sich von der Schönheit aller anderen Raumschiffe, die er kannte. Er glaubte eine Art anmutiges Raubtier zu sehen, so schnell und unermüdlich wie ein Gepard.

„*Intrepid*-Klasse.“, sagte Stadi, als das Shuttle näher glitt. Es klang nach jemandem, der selbst vor Faszination alles über dieses Schiff aus den Konstruktionsunterlagen auswendig gelernt hatte. „Höchste Reisegeschwindigkeit: Warp neun Komma neun sieben fünf. Fünfzehn Decks. Besatzung: hunderteinundfünfzig. Bioneurale Systeme…“

„Bioneural?“, wiederholte Paris verdutzt.

Stadi nickte fast geistesabwesend, während sie ihrerseits mit ihren Augen am Schiff hing. „Bei der *Voyager*

sind einige traditionelle Schiffssysteme durch Gelpacks ersetzt wurden, die synthetische Nervenzellen enthalten. Sie organisieren die Informationen besser und reduzieren die Reaktionszeit.“ Sie lächelte verschmitzt. „Möchten Sie das Schiff aus der Nähe sehen?“

Paris kam gar nicht dazu, eine bestätigende Antwort zu geben – die Finger der Betazoidin huschten bereits über die Tasten. Er wusste zu schätzen, dass sie ihm einen solchen Empfang bereitete. Stadi behandelte ihn nicht als den verruchten Mann, den so viele andere Sternenflotten-Offiziere in ihm sehen wollten.

Das Shuttle änderte den Kurs, flog nun in einem weitem Bogen über die Raumstation hinweg und am gewölbten Bug der *Voyager* vorbei, um anschließend die eine Flanke des prächtigen, spitz und länglich proportionierten Schiffes zu passieren.

Paris nahm alle Einzelheiten in sich auf und empfand dabei einen Neid, der ihn ärgerte. Die niedrig angebrachten, variablen Warpgondeln an den kurzen Stutzen deuteten auf ein Potenzial hin, das weit über die Kapazität der ihm vertrauten Schiffe hinausging. Der glatte, fließende Übergang zwischen primärem und sekundärem Rumpf wirkte fast aerodynamisch im Vergleich mit den meisten anderen Sternenflotten-Einheiten.

Plötzlich wünschte Paris sich nichts sehnlicher als einmal Platz an Steuer dieses Schiffes zu nehmen. Doch mit

planetarem Bewusstsein erkannte er, dass eine solche Chance für immer verbaut war. Und nur er trug daran Schuld. Er hatte es vermasselt.

Dieser Moment, an Bord eines Shuttles zu sitzen und allein mit einer Sehnsucht zu sein, die für immer unerfüllt bleiben würde, war grausam. Er war der Beobachter. Jemand, der nur zusah, ohne direkt an den Dingen beteiligt zu sein. Was erwartete ihn? Nichts. Entlassung aus dem Gefängnis im besten Fall. Und was verhieß die Zukunft? Nichts. Leere.

Mit einem Mal kam Paris sich vor wie ein Kind, das nicht zum Zirkus durfte, während alle anderen aufbrachen, um die erste Vorstellung zu besuchen. Er jedoch musste zurückbleiben, in einem stillen Haus, durfte nicht einmal die Parade beobachten…

U.S.S. VOYAGER
NCC-74656

Kapitel 14

„Kaffee, schwarz.“

Sie hatte es einfach nicht lassen können. Obwohl sie bei Sisko stark gewesen war.

Die Tasse mit dem dampfenden, puren Inhalt materialisierte im Ausgabefach des Replikators und verströmte sogleich ein intensives Arabica-Aroma. Sie griff danach und kehrte an ihren Schreibtisch zurück, wo sie ein unordentlicher Haufen von Handcomputern erwartete.

Es gab eine Menge zu tun. So viele Dinge mussten erledigt werden, und bis zum Start blieb nicht einmal mehr eine Stunde Zeit. Janeway dachte an die noch nicht beantworteten Subraum-Mitteilungen. Noch immer lag ihr Siskos Eröffnung, was die Sternenflotte womöglich mit der *Voyager* vorhatte, wie ein Stein im Magen. Angesichts der unmittelbaren Aufgaben musste sie aber zusehen, dass sie diese Gedanken auf einen späteren Zeitpunkt verschob.

Janeway nahm Platz, stellte die Tasse in sicherer Entfernung von ihrem Ellenbogen ab und griff sich einen der Berichte. Gerade versuchte sie, sich auf den Statusreport des Chiefs zu konzentrieren, da läutete der Türmelder.

Sie seufzte leise, nahm noch einen Schluck Kaffee und rief: „Herein.“

Es war Lieutenant Commander Aaron Cavit, ihr neuer XO. Ein groß gewachsener, wohlproportionierter Mann mit früh ergrautem Haarschopf. Er stammte vom Mars. Wie einige andere der Führungsoffiziere war er eine Empfehlung von Admiral Patterson gewesen. Janeway kannte ihn noch nicht sonderlich gut, doch nach ihrem ersten Eindruck konnte sie nicht unbedingt behaupten, dass Cavit ein leicht zugänglicher Mann war. Sein Verhalten im Dienst war aber ebenso wie seine Dienstakte vorbildlich.

Das hatte für sie den Ausschlag gegeben. Das Zwischenmenschliche würde sich hoffentlich mit der Zeit ergeben. Für den Anfang waren etwas Strenge, Kühle und Protokolltreue Janeway sogar ganz recht. Sie wollte einen makellosen Start für die *Voyager* sicherstellen. Sie wollte alles richtig machen.

Janeway verfolgte, wie Cavit zu ihrem Tisch schritt und stehenblieb. Bildete sie sich das nur ein, oder sah er leicht zerknirscht aus? „Captain, ich bitte um Erlaubnis offen sprechen zu dürfen.“, brachte er hervor.

Sie ließ den Handcomputer sinken. „Natürlich, Commander. Worum geht es?“

„Soeben habe ich erfahren, dass wir jemanden an Bord nehmen werden. Ein außerplanmäßiges Crewmitglied, ausgewiesen als Missionsbeobachter.“

Janeway nickte knapp. „Sein Name ist Tom Paris.“

„Ich weiß, Captain.“ Cavit hielte einen Augenblick inne. „Gestatten Sie mir eine Frage: Weshalb bin ich nicht über Paris‘ Teilnahme an dieser Mission informiert worden? Immerhin rekrutierten Sie ihn bereits vor unserem Abflug aus dem Sonnensystem.“

Da war doch eine leichte Spur von Missbilligung in seiner Stimme. Janeway kam nicht umhin, anzuerkennen, dass an dem, was er vorbrachte, etwas dran war. „Sie haben Recht, Commander.“, räumte sie ein. „Ich war wohl einfach zu beschäftigt.“ Mit einer entschuldigenden Geste deutete Janeway zum PADD-Stapel. „Aber wir können ihn gewiss gut gebrauchen.“

Cavit warf die Stirn in Falten. „Wir brauchen ihn, Sir?“, echote er unverwandt und blinzelte zweimal.

„Sehen Sie das anders?“

„Nun ja,“, erwiderte Cavit verhalten, „um ehrlich zu sein, bezweifle ich, dass man ihm trauen kann.“

„Keine Sorge, so leichtgläubig bin ich nicht. Ich habe mich länger mit ihm unterhalten, auch mit der Rehabilitationskommission. Er scheint dem Maquis gegenüber keine Loyalität zu empfinden. Er fühlt sich *niemandem* verpflichtet. Außerdem haben wir ein Arrangement getroffen. Seine Freiheit gegen eine ordentliche Mithilfe bei der Suche nach Chakotay."

Cavit wirkte nicht überzeugt. „Vorhin habe ich mit Doktor Bist gesprochen. Er befand sich auf Caldik Prime, als Paris'…‚Zwischenfall' sich ereignete."

Bist, der Schiffsarzt, war ein nicht ganz einfaches Thema für Janeway. Er war ein Perfektionist. Ein Mann, für den keine subtilen Grautöne zu existieren schienen. So sah der perfekte Karriereoffizier aus, aber er ließ auch das Maß an Nachsicht und Toleranz vermissen, das man hätte erwarten müssen.

Charakterlich galt Bist als durchaus anstrengend, doch der Umstand, dass er ein hervorragender Experimentalbiologe und geschickter Chirurg war, hatte Janeway überzeugt. Seine Qualifikationen wurden den Erfordernissen von komplexen Missionen in unbekannte Raumsektoren gerecht. Patterson hatte beteuert, sie solle ihn unbedingt in ihre Mannschaft holen. Sie hatte schließlich ihren Widerstand aufgegeben.

„Was hat er Ihnen gesagt?", wollte sie wissen.

„Paris galt als guter Pilot.“, berichtete der Erste Offizier. „Nach dem Zwischenfall wurde er als eine Art Held gefeiert, weil er als Einziger überlebte.“ Cavit presste die Lippen aufeinander. „Dann gab er zu, die Berichte gefälscht zu haben. Er zeigte keinerlei Reue, sondern Trotz. Als hätte er Dank für die Wahrheit erwartet.“

Janeway lehnte sich in ihrem Stuhl zurück. „Verwechseln Sie nicht Ausdruckslosigkeit mit tatsächlichen Gefühlen. Immerhin *hat* er am Ende gestanden.“

„Worum es mir geht, ist, dass wir diesem Mann bei einer so sensiblen Angelegenheit wie der Suche nach einem Maquis-Schiff nicht vertrauen können.“, spitzte der Andere zu. „Was, wenn er uns *doch* in den Rücken fällt? Wir sollten ihn rund um die Uhr überwachen. Ich bitte Sie darum, dass die Kontakte zwischen ihm und der Crew auf ein absolutes Minimum beschränkt bleiben.“

„Abgelehnt.“, entschied Janeway prompt. „Ich möchte Mister Paris dazu bringen, dass er mit uns zusammenarbeitet. Das dürfte schwierig werden, wenn er die ganze Zeit über eingesperrt ist.“

Der XO zog eine irritierte Miene. „Captain, wenn er in einer kritischen Situation Zugang zu sensiblen Systemen bekommt… Ihm würde ich *alles* zutrauen.“

„Er mag eine anarchistische Ader haben. Aber er ist kein Schurke.“

„Verzeihen Sie mir, Captain: Genau das *ist* er.“ Cavit wandte sich zum Gehen. Bevor er den ersten Schritt machte, betrachtete er sie noch einmal. „Ich habe – wenn Sie mir die Bemerkung gestatten – eine Vermutung, weshalb Sie Paris an Bord holten.“

Etwas in seiner Stimme missfiel ihr. Janeway erhob sich von ihrem Stuhl und legte eine Hand in die Hüfte, während sie seinem Blick standhielt. „Ich bin ganz Ohr.“

„Ich habe einige Nachforschungen angestellt. Er ist der Sohn von Admiral Owen Paris.“

„Und weiter?“

„Sie fühlen sich dem Admiral verpflichtet. Immerhin dienten Sie unter ihm. Das ist löblich, aber –…“

„Aber was, Commander?“, fing sie ihn ab.

Cavit schien mit einem inneren Widerstand zu kämpfen. Doch ganz wie seine Dienstakte ihn beschrieb, hielt er nichts davon, mit Bedenken hinterm Berg zu halten. „Bei allem Respekt: Nur weil Admiral Paris Ihr Mentor war, können Sie einen Verbrecher – selbst, wenn dieser sein Sohn ist – nicht behandeln wie einen wohlverdienten Offizier. Dieser Mann ist ein Straftäter. Er besitzt keinen Funken Ehre. Er hat es unter Beweis gestellt – gleich zweimal. Lassen Sie nicht zu, dass seine Anwesenheit die erste Mission dieses großartigen Schiffes über-

schattet. Bitte überdenken Sie Ihre Entscheidung, Captain.“

Cavit wusste, dass es an der Zeit war, zu gehen. Und so verließ er auf der Stelle den Bereitschaftsraum.

Trotz seines zusehends schroffen Tons fragte Janeway sich insgeheim, ob ihre wahren Motive, Paris an Bord geholt zu haben, nicht doch persönlicherer Natur waren als sie sich das eingestehen wollte. Wie groß war der Wunsch, Owen Paris etwas zurückzugeben, wirklich? Machte sie Cavit also nicht korrekterweise darauf aufmerksam, dass sie eine Grenze überschritt, deren Übertreten ungebührlich, ja vielleicht sogar inkorrekt war?

Als Mark sich wenig später via Transmission meldete, hatte Janeway diese Überlegungen bereits in einen hinteren Winkel ihres Selbst verbannt.

Kapitel 15

Janeway schritt langsam über die Brücke der *Voyager*. Endlich war alles in Ordnung. Die letzten Besatzungsmitglieder hatten *Deep Space Nine* verlassen und befanden sich an Bord. Sämtliche Berichte waren bestätigt worden, und das bedeutete für Janeway: Sie konnten sich an die Arbeit machen.

Sie passierte ihre Führungsoffiziere – ihren Stellvertreter Cavit, die betazoide Navigatorin Lieutenant Stadi und den jungen Fähnrich Kim. Fähnrich Rollins nahm Tuvoks Platz an der Taktik- und Sicherheitsstation ein. Er würde ihn solange hüten, bis ihr vulkanischer Freund wieder an ihrer Seite war.

Die Sternenflotte hatte ihr mitgeteilt, dass nach wie vor kein Signal von Tuvok eingetroffen war. Damit hatte man seit nunmehr über zwei Wochen nichts mehr von ihm gehört. Janeways Besorgnis wuchs. Andererseits vertraute sie auf Tuvoks Fähigkeiten und dass sie ihn zurückerhalten würde. Sie waren schon oft in nicht ganz einfachen Situationen gewesen.

Während der letzten Tage hatte sie sich immer wieder über kleinere Verzögerungen geärgert, die sie daran hinderten, mit der *Voyager* in Richtung Badlands aufzubrechen, um endlich mit der Suche nach der *Liberty* zu beginnen.

Es wird Zeit., dachte sie und nickte ihrem XO zu.

„Lieutenant Stadi.“, hob dieser die Stimme. „Programmieren Sie den Kurs und bitten Sie um Starterlaubnis.“

„Kurs programmiert.“, bestätigte die Betazoidin. „Starterlaubnis wurde erteilt.“

Cavit wandte sich dann an Kim, der die Kontrollen der OPS-Station bediente. „Energie für Manöver- und Impulstriebwerke vorbereiten.“

„Systemcheck abgeschlossen. Triebwerk funktioniert einwandfrei.“, bestätigte Kim. Der junge Mann war vielversprechend; Janeway war überzeugt, er würde sich rasch einfinden und in seine neuen Aufgaben hineinwachsen.

Janeway nahm Platz im Kommandosessel und sah zum Hauptschirm, der die gewölbten Andockmasten von *Deep Space Nine* zeigte. Entschlossen legte sie die Arme auf die Lehnen. „Beschleunigen.“, sagte sie.

Die magnetischen Anker wurden deaktiviert, und die *Voyager* nahm Fahrt auf. Langsam entfernte sie sich von DS9.

Janeway spürte immer noch die Aufregung, die mit dem Kommando über dieses Schiff einherging. Das gleiche Prickeln hatte sie gefühlt, als sie das Dock von Utopia Planitia vor anderthalb Wochen verließ.

Es gefiel ihr, ein Heim auf der Erde zu haben, einen Lebensgefährten, den sie liebte und an dem sie hing. Aber sie sehnte sich auch danach, im Weltraum zu sein und diesen zu erforschen. Das Leben hier draußen war ein Teil von ihr, und das würde stets so bleiben.

Die *Voyager* drehte sich, was dazu führte, dass die Raumstation im zentralen Projektionsfeld zur Seite glitt. Stadi lenkte das Schiff fort von dem riesigen Andockmast und über den Habitat hinweg.

„Wir sind jetzt zehntausend Kilometer von DS9 entfernt.“, meldete sie wenig später.

„Warpantrieb aktivieren.“

Die *Voyager* fuhr ihre Gondeln aufwärts, beschleunigte kraftvoll und raste den Sternen entgegen.

Kapitel 16

Computerlogbuch, *U.S.S. Voyager*,

Captain Kathryn Janeway,

Sternzeit: 48305,0

Alle Vorbereitungen, die Suche nach dem Maquis-Schiff beginnen zu lassen, wurden getroffen, und nur noch wenige Stunden trennen uns von den Badlands. Zu meiner großen Frustration wird unsere Geduld nun erneut auf die Probe gestellt.

Soeben unterrichtete mich die Sternenflotte darüber, dass sich ein cardassianischer Kreuzer auf Rendezvouskurs befindet. Er wird uns in zwanzig Minuten erreichen. Ich weiß nicht genau, was seine Absichten sind, aber

man sagte mir, dass es sich um eben jenes Schiff handelt, das Chakotay nach seinem missglückten Angriffsversuch auf die Ponjab-Werften in die Plasmastürme verfolgte. Die *Vetar*, kommandiert von Gul Evek.

Evek ist für die Föderation weißgott kein Unbekannter. In diesen Tagen ist er vermutlich einer der wichtigsten militärischen *und* politischen Vertreter Cardassias, denn er ist vom Zentralkommando damit betraut worden, die Reorganisation der EMZ zu überwachen. Ein ziemlich harter Knochen, wenn ich mir die Berichte von Captain Picard, Commander Sisko oder Captain Amasov so anschaue. Ich bin mir sicher, er wird jeden Fehler und jede Schwachstelle, die wir uns leisten, schonungslos ausbeuten.

Was immer Evek genau von uns möchte: Wir sollten seinem Wunsch, sich mit uns zu treffen, entsprechen, und alle Regeln der Diplomatie einhalten. Im besten Fall wird er uns vielleicht einen Tipp geben, wo wir unseren vermissten Sicherheitschef finden können. Ich werde aber zusehen, dass wir dieses spontane Tête-à-Tête mit

unseren cardassianischen Nachbarn so kurz und bündig wie irgend möglich gestalten.

Eintrag, Ende

Computerlogbuch, *U.S.S. Voyager*,

Captain Kathryn Janeway,

Nachtrag

Die *Vetar* ist inzwischen in cardassianisches Gebiet zurückgekehrt, und wir stehen kurz davor, in die Badlands einzudringen. Ich muss zugeben, aus Gul Eveks Verhalten bin ich nicht recht schlau geworden. Auf der einen Seite gibt er sich zutiefst überzeugt, das Maquis-Schiff sei in einem Plasmawirbel zerstört worden. Auf der anderen Seite bestand er darauf, uns den letzten bekannten Kurs des Raiders in unsere Navigationsdatenbank zu überspielen – samt der Plasmasturmaktivität an dem Tag, an dem Chakotays Schiff verschwand.

Natürlich habe ich ihn gefragt, warum er uns mit Karten- und Kursdaten ausstattet, wenn er bezweifelt, Chakotay würde noch leben. Daraufhin lächelte er nur und sagte, er habe die Pflicht, den Alliierten Cardassias zur Hand zu gehen. Ich kann nicht behaupten, dass ich diese Antwort

besonders vertrauenserweckend fand. Vielleicht sprechen alte Erinnerungen an die Tage der Grenzkonflikte mit den Cardassianern aus mir, aber mein Gefühl sagt mir, es ist immer so als würde man Schach mit ihnen spielen.

Andererseits: Was spricht schon ernsthaft dagegen, Eveks Hilfe anzunehmen? Was haben wir zu verlieren? Die Beziehungen mit den Cardassianern werden wohl nie ganz einfach sein, trotzdem ist es an der Zeit, dass wir versuchen, mit ihnen ein neues Kapitel aufzuschlagen. Deshalb ist es auch so wichtig, dass die Maquis-Problematik nicht weiter eskaliert – auch, wenn uns ein hartes Vorgehen in dieser Sache nicht leicht fallen mag. Es waren immerhin unsere Bürger.

Vermutlich werden wir noch eine Menge mit ihnen zu tun haben, sollte die *Voyager* tatsächlich bei DS9 stationiert werden. Ich sollte mich mit dem Gedanken vertraut machen.

Eintrag, Ende

Kapitel 17

Tom Paris erkannte die Badlands in dem Augenblick, als er die Brücke betrat. Es lag nicht etwa an den Mustern der Sterne und Nebel, sondern an den hin und her zuckenden Tentakeln aus feurigem Plasma. Helle Lichtstrahlen schossen grell aus frenetischen Sphären, Abertausende Kilometer lang, dann und wann brechend und sich neu formend, ehe sie wieder in den amorphen Ozean aus verwirrend-tödlichem Rot und Orange zurückfielen. Riesige Trichter aus gleißender Energie wirbelten wie hochgeladene Hurrikans um die eigene Achse, jederzeit bereit, mit ungeahnten Krallen aus konzentrischen Tetryon-Partikeln auszulangen.

Deutlich erinnerte sich Paris an das flaue Gefühl in der Magengrube, als er zum ersten Mal mit Chakotay durch dieses Chaos geflogen war. Es war kurz nach seiner ‚Rekrutierung' gewesen. Der Indianer hatte ihn zu einem der kleineren Stützpunkte gebracht und darauf hingewiesen, es sei noch kein einziges Maquis-Schiff von den energetischen Stürmen zerrissen worden.

Paris war nicht sicher gewesen, ob Chakotay ihm die volle Wahrheit sagte, aber er musste anerkennen: Trotz seiner äußerst begrenzten Schiffe und Ressourcen hatte der Maquis einen Weg gefunden, mithilfe von geschickten, wagemutigen Piloten, Improvisationspotenzial und kleinen, manövrierfähigen Raumern die Plasmastürme als Schlupfwinkel zu nutzen.

Damals hatte Chakotay großspurig darauf hingewiesen, dass kein Sternenflotten-Schiff in der Lage war, den Maquisarden in die Badlands zu folgen. Paris hatte das als tröstlich empfunden. Jetzt aber drohte sich dieser Vorteil in Luft aufzulösen: Die *Voyager* und alle Einheiten, die ihrer Baureihe noch folgen mochten, bedeutete eine Gefahr für die Rebellen in der EMZ. Sie würden wohl auch in Zukunft wieder ihren Einfallsreichtum unter Beweis stellen müssen.

Paris trat ans Geländer im Heckbereich der beeindruckenden Kommandozentrale und verfolgte, wie Janeway Stadi einen Befehl gab, der dazu führte, dass die *Voyager* in die Ausläufer der lokalen Gewitterwolke eintauchte. Für einen Augenblick machte es auf dem Hauptschirm den Eindruck, als waren sie an Bord eines Unterseeboots und würden durch dicke, dichte Schlammschichten auf ihrem Weg zum Meeresboden tauchen.

Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer… Tom wusste nicht, warum ihm ausgerechnet in jenem Moment Jules

Verne in den Sinn kam. Vermutlich, weil er stets von dieser Art von Reisen geträumt hatte. Dieses Buch hatte seine Fantasie von Kindesbeinen an in Beschlag genommen, hatte seine Begeisterung für die Unendlichkeit des Kosmos genährt und vielleicht auch etwas zu seinem Wunsch, in die Sternenflotte einzutreten, beigetragen.

Und jetzt erlebte er all das in dem Wissen, niemals wirklich Teil der Reise sein zu dürfen. Er war lediglich der Beobachter, und vermutlich würde keine Reise mehr folgen. Er würde frei sein, aber ein Leben zu führen, in der ihm Unternehmungen wie diese versagt wurden, war kein Leben in Freiheit. Nicht für ihn.

„Mister Paris, wir brauchen Ihre Hilfe.“, sagte Janeway und winkte ihn zu sich. „Von den Cardassianern haben wir die letzten bekannten Koordinaten des Maquis-Schiffes erhalten…“

Kapitel 18

Dieses unglaubliche Licht. Es dehnte sich weiter aus, überflutete die Brücke, und man wurde unweigerlich schneeblind.

Kathryn Janeway wandte den Blick trotzdem nicht ab. Gebannt sah sie zu, wie die Welle unerbittlich auf die *Voyager* zuraste. All ihre Versuche, etwas daran zu ändern, hatten sich als kläglich und vergebens entpuppt.

In diesem Augenblick war Janeway instinktiv klar, dass es kein Entkommen geben würde. Sie würden sich der mysteriösen Front ergeben müssen, was immer sie mit sich brachte.

„Achtung, an alle: Auf Einschlag vorbereiten!“, rief sie ins Interkom.

Mit einem Mal hatte sie keine Eile mehr. Sie wusste, dass alles, was nun folgen würde, nicht mehr in ihrer Macht lag. War sie überheblich gewesen, in die Badlands zu fliegen? Hätte sie mehr Vorsicht walten lassen müs-

sen? War sie von Arroganz ergriffen worden angesichts der hochgelobten Fähigkeiten ihres neuen Schiffes?

Sie erinnerte sich an ihre eigene Selbstgewissheit, mit der sie Tom Paris in Auckland gegenüber getreten war. *Sie kennen die Voyager nicht…* War das nun die Strafe für ihre Leichtfertigkeit?

Aber sie glaubte doch an Derartiges gar nicht. Doch war da dieses starke Gefühl, ihrer Verantwortung nicht gerecht geworden zu sein. Und das bereits zu Beginn ihrer allerersten Mission.

Manchmal hatte sie sich gefragt, wie es wäre, zu sterben. Was einem im Kopf herumgehen mochte, wenn man definitiv erkannte, dass es soweit war und kein Weg daran vorbeiführte. War dies ein solcher Moment? Der Tod würde sagen: Du hast fünf Sekunden, mach Dir ein paar Gedanken, was immer Du willst, lass Dein Leben Revue passieren, die Zeit bekommst Du.

War es nicht so? Hieß es nicht, dass man erstaunlicherweise in einem abstürzenden Shuttle, im Angesicht eines abgefeuerten Projektils, im Verlauf eines tödlichen Sturzes sein komplettes Leben an sich vorüberziehen sah? Eine Art Best-of?

Aber das Einzige, was Janeway empfand, war Scham, den Herausforderungen nicht gerecht geworden, die Kriterien ihres ersten offiziellen Kommandos womöglich

nicht erfüllt zu haben. War das nicht erbärmlich für ihre stets so hohen Maßstäbe?

Tuvok hätte ihr vermutlich jetzt etwas Beruhigendes, etwas Erhellendes und glasklar Logisches sagen können. Doch er war nicht da. So blieb Janeway mit diesen Gedanken allein und fühlte sich im Angesicht des Unfassbaren verloren, verwundbar, nichtig.

Die Welle hatte schließlich aufgeschlossen. Das Licht verschlang jetzt alles und jeden, verdichtete sich zu vollständigem, glitzerndem Weiß.

Es ist wunderschön…, dachte Janeway noch.

Für einen Herzschlag war es ihr, als sehe sie inmitten dieses grenzenlosen Gleißens das Gesicht ihres Vaters. Er schien zu lächeln, wirkte zuversichtlich. Raunte er ihr etwas zu?

Dad… Janeway blinzelte, und er war verschwunden.

Dann war es soweit. Sie spürte, wie das Schiff wie von der Hand Gottes gepackt und angehoben wurde. Die *Voyager* wurde durch das Nichts geschleudert, ungewiss, ob es je noch ein Morgen für sie und ihre Crew geben würde…

VOYAGER
465

Kapitel 19

Zeit. Keine Zeit mehr. Er hatte einfach nicht mehr genug Zeit. Wie sehr er das bedauerte, denn vieles blieb auf der Strecke.

Weil sein Ende früher nahte als er erwartet hatte, musste er Vereinbarungen verletzen, Prinzipien mit Füßen treten. *Seine* Prinzipien. Er musste ungerecht zu Wesen sein, die ihm nie etwas getan hatten. Dutzende Male hatte er das schon gedacht. Dieses Mal war es besonders schlimm. Hatte es etwas mit dieser Janeway zu tun? Befeuerte sie sein schlechtes Gewissen?

Dieses weibliche Exemplar der zweifüßigen, limitierten Spezies war trotz ihrer physischen Begrenztheit besonders, das konnte er nicht leugnen. Von ihr ging eine Hartnäckigkeit und Entschlossenheit aus, die er seit seiner Ankunft in dieser Galaxis nur bei wenigen Humanoiden festgestellt hatte. Sie war imponierend und ausgesprochen eigenständig, so anders als seine Schützlinge. Selbstlosigkeit beschrieb ihr Wesen. Ihre Natur war idealistisch und voller Reinheit.

Vor allem aber übernahm sie Verantwortung. Hatte er nicht früher gerne so von sich gedacht? Dass er vor seiner Verantwortung nie davongelaufen war? Sein Stolz darauf war ihm irgendwie abhanden gekommen.

Unter anderen Umständen hätte er sich gerne näher mit ihr beschäftigt. Er hätte sie nicht biometrisch vermessen, sondern sich mit ihr *unterhalten*, sie *kennengelernt*. Janeway reizte ihn. War er nicht einmal ein Forscher gewesen? Das war schon lange her, sehr lange.

Sie forderte ihn auf, ihr zu sagen, wohin er ihre beiden Kameraden gebracht hatte. Sie wollte sie zurückhaben und anschließend wieder auf die andere Seite der Milchstraße versetzt werden – dorthin, von wo er sie und ihr Schiff geholt hatte. Das war nur zu verständlich.

Das Schiff namens *Voyager* und das kleinere Schiff des tätowierten Mannes namens Chakotay waren längst nicht die ersten aus jenem Teil des Alls, die er zu sich gezogen hatte. Tatsächlich war vor einigen Wochen bereits ein anderer Föderationsraumer in diesem Bereich der Galaxis eingetroffen.

Er verschwieg es wie so vieles anderes, weil er bei der erbarmungslos verrinnenden Frist seiner Existenz darauf achten musste, dass er sich nicht verzettelte. Keine Ablenkungen, keine Verzögerungen. Die Wahrheit, auf die er einst so großen Wert gelegt hatte, wurde zum Opfer seiner von Hast und Angst getriebenen Taten, welche zur

Entführung zahlloser Schiffe aus allen Quadranten geführt hatten.

Wofür all das? Hatte er denn gefunden, was er brauchte? Hatte er Erfolg gehabt? Standen die Chancen nicht verschwindend gering, dass er auch mit der *Voyager* keinen Erfolg haben würde? Bislang hatte er das von ihm gesuchte biomolekulare Muster nicht gefunden.

Er würde höchstwahrscheinlich allein sterben, ohne einen Nachfolger. Ohne Hoffnung, indem er seine Verantwortung in die Hände eines Gleichwertigen übergab.

Wie schade, dass nicht der Charakter eines Wesens darüber entscheidet, was ich benötige. Einen Moment schenkte er Janeway seine Aufmerksamkeit, hörte ihr zu, bedauerte erneut, dass es nichts gab, das er für sie tun konnte.

Sie ist anders. Die Menschen von der *Equinox*[4] waren nicht so tugendhaft und besonnen wie sie aufgetreten,

---

[4] Die *U.S.S. Equinox* war ein kleines, spezialisiertes Forschungsschiff der *Nova*-Klasse. Anfang 2370 in Dienst gestellt, wurde sie wenige Wochen vor der *Voyager* vom Fürsorger auf die andere Seite der Galaxis entführt. Der zeitliche Abstand zum Abflug der *Voyager* von *Deep Space Nine* muss so gering gewesen sein, dass die *Equinox* im April 2371 noch nicht als verschollen galt. Mehrere Monate nach der Verschleppung der *Voyager* in den Delta-Quadranten erwähnte Janeway, dass ihr keine Berichte über verschollene Sternenflotten-Schiffe bekannt seien (vgl. Episode *Der Verrat*).

sondern hatten versucht, Druck auf ihn auszuüben. Drohungen waren ausgesprochen worden. Er hatte sie nachdrücklich wegschicken müssen. Auch Janeway und ihre Begleiter mussten von der Phalanx verschwinden, so gut er auch ihre Motive nachvollziehen konnte und so sehr er um diejenigen trauerte, die bei der Versetzung des Schiffes ums Leben gekommen waren.

Er hatte noch viel zu tun, bevor er für immer zusammenschmelzen und verschwinden würde. Er hatte keine Zeit mehr, nicht genug Zeit!

Dennoch bereitete es ihm ein schlechtes Gewissen, sie von der Station teleportieren zu müssen, sie selbst ihrer Heimkehr zu überlassen. Es waren gute Leute.

Doch er musste einem noch höheren Gut Rechnung tragen – dem Überleben der Ocampa. Dies war die Aufgabe, der er sein Leben gewidmet hatte. Sein Laster und seine einzige Pflicht, seit er die nie wieder gutzumachende Schuld auf sich lud. Wenn er versagte, war sein Leben bedeutungslos. Seine Kinder mussten beschützt werden, um jeden Preis. Dem würde er alles, einfach alles, unterordnen.

Als er Janeway und ihre Leute fortschickte, hauchte er in seiner Muttersprache: *Es tut mir Leid.*

Sein Mitleid reichte nur noch für die Ocampa.

Kapitel 20

Sternzeit: 48314,8 | 25. 4. 2371

Der Bericht von Joseph Carey, der vorübergehend die Leitung des Maschinenraums inne hatte, las sich ernst. Er schrieb, dass das Aeroshuttle, welches in das untere Diskussegment der *Voyager* integriert war, vermutlich nie würde abheben können. Die struktiven Kräfte der Verlagerungswelle, die im Zuge der Versetzung auf das Schiff einwirkten, hatten das runaboutähnliche Gefährt vorerst unbrauchbar gemacht und zudem mit dem restlichen Hüllengerüst verschmolzen. Carey vermutete, dass es womöglich die strukturelle Integrität angriff, wenn sie das Aeroshuttle zu befreien und aus dem Primärrumpf herauszulösen versuchten. Das Letzte, was sie jetzt gebrauchen konnten, waren Experimente.

Janeway legte seufzend den Handcomputer beiseite, rieb sich das Nasenbein und gestattete sich für ein paar Sekunden, die Augen zu schließen. Sie spürte, wie die Müdigkeit sie unerbittlich heimsuchte.

Wie lange war sie jetzt schon auf den Beinen? Seit wenigstens achtundvierzig Stunden. Und doch sträubte sich alles in ihr beharrlich dagegen, dem Drang nach etwas Schlaf nachzugeben. Ihr Pflichtgefühl verbot es ihr. Ebenso wie die Schuld, die in ihr bohrte und wummerte.

Immer wieder hatte sie sich, nachdem es ihnen gelungen war, die *Voyager* zu stabilisieren und von den kritischsten Schäden zu befreien, die Verlustliste angesehen. Objektiv gesehen war die Lage schlecht, sehr schlecht sogar. Während der Versetzung in den Delta-Quadranten hatte sie ihre halbe Führungscrew verloren, darunter ihr XO Cavit, Doktor Bist, die leitende Navigatorin Stadi, der Stellarkartograph und ihr Chefingenieur.

Insgesamt hatten dreizehn Personen auf äußerst vitalen Positionen den Tod gefunden. Zum Beispiel war das komplette medizinische Personal nicht länger verfügbar. Angesichts der prekären Lage, in der sie sich derzeit befanden, konnte ein Schiff unter diesem Problem schnell auseinanderfallen, von der Funktionsfähigkeit und der Moral der Mannschaft ganz zu schweigen.

Der Maquis-Raider war unmittelbar an ihrer Steuerbord-Flanke. Zurzeit herrschte ein Waffenstillstand mit Chakotay, der dadurch stabilisiert wurde, dass beide Schiffe jeweils ein Crewmitglied vermissten. Doch Janeway war sich darüber im Klaren, dass er fragil war. Sie

vermochte nicht zu sagen, was als nächstes geschah, wann es zu neuerlichen Konflikten mit den Rebellen kommen würde. Doch momentan war das wirklich das Letzte, was sie gebrauchen konnten.

Und dann war da noch diese gewaltige Raumstation des Wesens, das sie zuerst gewaltsam aus dem Alpha-Quadranten entführt und dann beinahe drei Tage lang – aus Gründen, über die sie nur spekulieren konnten – biometrisch untersucht hatte. Der Fürsorger. Ein Wesen, das ganz offenbar sporozystianischen Ursprungs war. Diese Kreaturen waren extrem selten im All.

Niemand wusste, was er im Schilde führte, und er ließ sich wahrhaft nicht in die Karten blicken. Janeway hatte beschlossen, dass es das Beste war, nicht noch einmal auf die Station zu beamen und dadurch zu riskieren, dass er sich provoziert fühlte. Sie zweifelte keine Sekunde daran, dass er die *Voyager* zu Staub zermalmen konnte, wenn ihm der Sinn danach stand. Andererseits beantwortete die Station auch keinen ihrer Rufe, sodass offenblieb, wie es jetzt weitergehen würde.

Die gesamte Lage war prekär. Der einzige Lichtblick für sie war, dass es ihr gelungen war, Tuvok zurückzubekommen. Er war ein Anker für sie. Er erinnerte sie daran, dass es trotz aller Widrigkeiten des Schicksals stets lohnte, sich einen klaren Verstand zu bewahren und mit Logik und Besonnenheit nach einem Ausweg, nach einem

neuen Weg zu suchen. Daran wollte sie sich ein Beispiel nehmen. Früher oder später würde sie ihn konsultieren.

Janeway betrachtete ein letztes Mal die Verlustliste, und unter all den Namen stach ein Name hervor: Harry Kim. Er war frisch von der Akademie auf die *Voyager* gekommen. Er war ihr nicht wie andere Führungsoffiziere empfohlen worden, sondern ihre Wahl gewesen. Dass er nun vom Fürsorger an einen unbekannten Ort verschleppt worden war, schmerzte sie besonders stark. Warum? Weil es ihre Verantwortung für diese Mannschaft offenlegte wie kein anderes Beispiel.

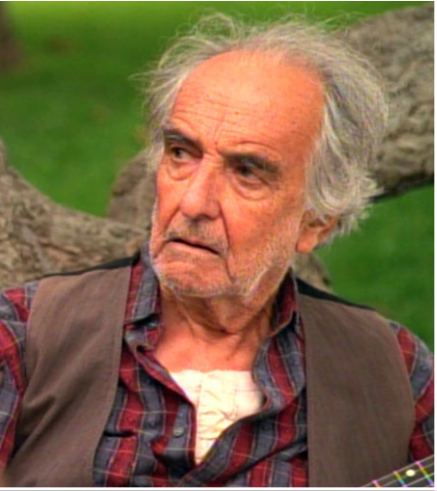
Janeway erinnerte sich an den verzweifelten Versuch von Kims Mutter, ihrem Sohn die von ihm vergessene Klarinette zukommen zu lassen, kurz bevor die *Voyager* die Erde verließ. Leider war keine Zeit mehr geblieben, und Janeway musste einen Starttermin einhalten. So hatte sie Misses Kim zu verstehen geben müssen, dass es keine Chance mehr gab, Harry sein heiß geliebtes Instrument zu übergeben.

Sie konnte die Toten nicht wieder lebendig machen. Irgendwie hatte es aber etwas Tröstliches, wenn es ihr gelang, Harry Kim, ihr jüngstes Crewmitglied, zu retten. Alles andere gäbe ihr das Gefühl, vollends versagt zu haben.

Sie haben nicht, was ich brauche. Die Zwei vielleicht. Nein, Sie müssen sie hier lassen… Die Worte des Fürsor-

gers hallten hinter ihrer Stirn wider. Er hatte immer wieder gesagt, er habe nicht mehr genügend Zeit und dass ihm keine Wahl bleibe…

Sie musste dieses Rätsel lösen. Janeway beschloss, dass es Zeit war, sich eingehender mit den Impulsen zu beschäftigen, die die Phalanx allem Anschein nach ins benachbarte System abfeuerte. Vielleicht bargen diese merkwürdigen Energiebündel ja eine Antwort auf die Frage, wo das Wesen Kim und B'Elanna Torres hingebracht hatte…



Kapitel 21

Zuerst sah er nur einen Schatten, der sich auf die Instrumente legte und die lokale Sonne verdeckte. Chakotay verschlug es beinahe die Sprache, als das neue Schiff eintraf und begann, in die Schlacht einzugreifen.

Anfangs hatte er angenommen, dass diese Kazon kaum mehr waren als ein Haufen Desperados. Die ärmlichen Bedingungen auf der ausgetrockneten Wüstenwelt hatten darauf hingewiesen, ebenso der scheinbar akute Bedarf nach Wasser. Auch die kleinen, moskitohaften Fluggefährte, die Jabin in den Kampf um die Phalanx entsandt hatte, passten durchaus noch ins Bild.

Doch der monströse Raumer, der etwa achtzig mal so groß war wie die kleinen Abfangjäger, belehrte ihn eines Besseren. Ein solches Schiff baute nur jemand, der zivilisatorisch hoch entwickelt war. Die Kazon *mussten* es doch gebaut haben. Wie passte das zusammen mit dem bisherigen Bild, das er über dieses merkwürdige, aggressive Volk gewonnen hatte? Es passte gar nicht. Irgendetwas Entscheidendes, ahnte Chakotay, kannte er noch nicht über die Kazon. Etwas, das diesen augenscheinli-

chen Widerspruch zu erklären imstande war. Das Puzzle war noch lange nicht komplett.

Chakotay riss sich zurück in die Gegenwart des Augenblicks, als die *Liberty* erneut getroffen wurde. Plasmastrahlen hatten den Heckschild getroffen und erheblich geschwächt. Er konnte von Glück reden, dass es die kleineren Schiffe waren, die sein Schiff in die Zange nahmen, während der Megaraumer es auf die *Voyager* abgesehen hatte.

[Die Kazon haben Verstärkung erhalten!]

Die KOM zur *Voyager* sowie zu Janeway und Tuvok auf der Phalanx war nach wie vor offen. Gerade bekam Chakotay mit, wie Harry Kim von Problemen angesichts des Beschusses durch das Schlachtschiff berichtete. Janeway bat sich noch ein paar Minuten aus, und Kim versprach, die Kazon so lange zu beschäftigen.

Doch schon nach ein paar Minuten begriff Chakotay, dass dieses Versprechen sich vielleicht nicht halten lassen würde. Die *Voyager* wurde frontal derart unter Feuer genommen, dass ihre bugwärtigen Schilde unentwegt blau flackerten. Bei genauerem Hinsehen konnte man feststellen, wie sie allmählich schwächer wurden – eine Erkenntnis, die die Sensortelemetrie mehr als bestätigte.

Chakotay biss die Zähne zusammen, ehe er sagte: „Ihre Waffenphalanx ist getroffen worden. Sie sind in Schwierigkeiten.“

B’Elanna stieß einen klingonischen Fluch aus und blickte wieder auf ihre Kontrollen. „Niemand von uns hat genug Feuerkraft, um dieses Monster da zu stoppen!“

In diesem Moment lief in Chakotay eine sehr nüchterne Überlegung ab, und er war erstaunt, wie leidenschaftslos sie vonstatten ging. Ihm war klar, dass die *Liberty* durch die Schäden, die noch die *Vetar* verursacht hatte, durch die Folgeschäden der Versetzung und den bisherigen Kampf mit den Kazon schwer angeschlagen war, ganz zu schweigen von ihren äußerst begrenzten Kapazitäten, die Schäden in Kürze zu reparieren. Wenn die *Voyager* ausgeschaltet wurde, dann waren ihre Überlebenschancen gleich null. Das konnte nur heißen, dass sie Janeways Schiff um jeden Preis retten mussten – egal, wie hoch der Preis war.

Chakotay sah wieder aus dem Cockpitfenster und beobachtete den mühsamen Versuch der *Voyager*, den unentwegten Strahlblitzen des urgewaltigen, rammbockartigen Kazon-Molochs zu entgehen.

Das war’s. Die Entscheidung ist getroffen.

„Ich programmiere einen Kollisionskurs.“, teilte Chakotay B’Elanna mit, als wäre es nichts Besonderes.

Sie verhielt sich den Protest. Nicht nur, weil sie Chakotay gut genug kannte, um zu wissen, dass er Risiken oder Opfer wie in diesem Fall nicht leichtfertig einging. Zudem war ihr als leitende Technikerin klar, wie schlecht es um die *Liberty* stand. Ihr treues Kampfross war dabei, sich zu verabschieden. Und Chakotay wollte, dass es ein glorreicher Abschied wurde.

Ihre einzige Chance bestand jetzt darin, dieses Schiff in eine fliegende Antimateriebombe zu verwandeln. So musste man es wohl bezeichnen, wenn die Antimaterieladungen, die eigentlich für die Ponjab-Werften bestimmt gewesen waren, inmitten einer geballten Warpkernexplosion hochgingen. Sie würden ein Vielfaches des Schadens anrichten können, den sie auf regulärem Weg erzielen konnten…mit etwas Glück.

Der Plan hatte bereits mindestens einen bedenklichen Haken. „Aber das Leitsystem ist ausgefallen – ich muss das Schiff manuell steuern. Die Crew soll sich bereitmachen, auf die *Voyager* zu beamen. Senken Sie die Heckschilde für den Transport.“

B’Elanna führte den Befehl aus und leitete die verbliebene Energie in die Frontaldeflektoren um. Chakotay konnte nur hoffen, sie würde genügen. Sie wünschte ihm viel Glück und sah dann zu, dass sie schleunigst aus dem Cockpit kam.

Chakotay übertrug die Ingenieurskontrollen auf seine Konsole und leitete mit seinem Autorisationscode die Überladung des Warpkerns ein. Daraufhin stellte er die Antimateriesprengkörper im Heckbereich scharf. Anschließend verlor er keine Zeit mehr und stellte eine Verbindung mit der Brücke der *Voyager* her. „Paris, meine Crew kommt zu Euch ‘rüber. Sag einem Deiner tollen Sternenflotten-Transporterchiefs, er soll mich erfasst halten. Ich versuche Euch den Rücken freizumachen…“

Der Mistkerl am anderen Ende der Leitung mochte ihm das Leben gerettet haben, aber an Paris‘ Zögern erkannte Chakotay, dass ihm sein verwegener Entschluss verblüfften Respekt abrang.

Dass ich das noch mal erleben darf., dachte er ironisch. *Wir retten ein Sternenflotten-Schiff und übernehmen es zugleich.*

Es gab schlimmere Arten, seine Karriere als Maquis zu beenden.

Oder wie ein Held zu sterben.

Kapitel 22

Die Welt um sie herum schien sich aufzulösen. Zuerst dachte Janeway, dass ein Transfer erfolgte; dass der Fürsorger sie einfach fortschickte und von seiner Station verbannte. Er hatte das früher schon einmal getan, als sie ihm mit ihren Fragen und ihrem Drängen lästig geworden waren.

Dann realisierte sie, dass nicht sie es war, die sich auflöste, sondern die spärlich erleuchtete Scheune, in der sie und Tuvok den Fürsorger vorgefunden hatten. Kachelweise, dann in noch größeren Ausmaßen verlor der Ort seine Kohäsion, entlarvte sich als das illusionäre Abbild, das er in Wahrheit war. An seiner statt erschien das, was die tatsächliche Einrichtung sein musste; nicht das, was das Wesen geschaffen hatte, damit die Ankömmlinge aus der Ferne sich ein wenig wohler fühlten, bevor die Untersuchung begann.

Janeway erkannte es: Dies war der schier endlose Saal, den Kim und Paris beim ersten Aufenthalt an Bord der Phalanx entdeckt hatten. Der Untersuchungssaal, in dem sie alle gewesen und drei Tage lang biomolekular ver-

messen worden waren. Der Fürsorger hatte es ihr soeben eröffnet: Er hatte nach einer Möglichkeit gesucht, sich mithilfe fremder DNA fortzupflanzen. Er war gescheitert.

Schließlich verschwanden die letzten Reste der Scheune. Eine kalte, sterile, futurische Umgebung gab sich vollends preis. Wo sich eben noch das Hologramm des alten Mannes befunden hatte, wallte nun ein großes, regenbogenfarbenes, waberndes Etwas. Eine sporozystianische Lebensform.

„Der Fürsorger?“, mutmaßte Tuvok.

Janeway berührte ihren Insignienkommunikator. „*Voyager*, Bericht.“

[Das Kazon-Schiff ist gerade mit der Phalanx kollidiert, Captain.], ertönte Tom Paris‘ Stimme. Die Souveränität, mit der er antwortete, stellte Janeway zufrieden. Sie war bei der Schlacht gegen die Kazon nicht dabei gewesen, aber sie war überzeugt, er hatte seinen Teil zu ihrem Gelingen beigetragen. Er hatte sich souverän geschlagen. Sie hatte gewusst, dass ihr Vertrauen in ihn gerechtfertigt war. [Sind Sie in Ordnung?]

„Positiv. Bereithalten zum Beamen.“

Eine tiefe Stimme ertönte: „Das Selbstzerstörungsprogramm wurde beschädigt.“ Das Wesen wirkte verstört;

es wich zurück, als Janeway sich ihm näherte. „Jetzt wird diese Installation nicht zerstört werden. Aber dies *muss* geschehen. Ich darf nicht zulassen, dass die Kazon die Kontrolle darüber erlangen. Sie werden…die Ocampa…auslöschen.“

Ein langer, schwerer Seufzer erklang, und das beachtliche Wesen schrumpfte, wurde kleiner und kleiner, bis das letzte Glimmen seiner physischen Existenz verblasste. Eine glitzernde Masse lag auf dem Boden und flackerte noch einmal kurz, bevor sie sich für immer in Dunkelheit verlor.

Janeway stand da, wartete und ging daraufhin in die Hocke vor den kläglichen Resten des Lebens. Sie spürte, wie sie das verzweifelte Ende dieser Entität anfasste. Der Fürsorger, so realisierte sie, war ein gutes Wesen. Trotz allem, was er der *Voyager* und vor ihr vermutlich Dutzenden anderen Schiffen und Crews angetan hatte, hatte er einem höheren Gut dienen wollen. Der Schuld, die niemals beglichen werden konnte. Er war nicht vor seiner Verantwortung davongelaufen. Und doch stand das, was er im Laufe von vielen Dekaden geschaffen hatte, unweigerlich vor dem Abgrund. Er hatte geahnt, dieser Tag würde kommen.

Es bedrückte Janeway, dass er so in Hoffnungslosigkeit gestorben war. Hatte er es trotz seiner Fehler verdient, so zu vergehen? Nein. Mochte er noch so viel falsch ge-

macht haben, so zeichnete ihn seine Fähigkeit zu Mitgefühl und Pflichtbewusstsein aus. Er hatte bis zum Schluss dafür eingestanden. Dadurch würde er in Erinnerung bleiben – auch Janeway, die ihn nur so kurz gekannt hatte und die jetzt, da er als kleiner, unscheinbarer Stein vor ihr lag, bereit war, seine Sünden zu vergeben.

Sie überbrückte die verbliebene Entfernung und langte nach dem toten Kristall. Betrachtete ihn gedankenverloren, betrübt.

Tuvok trat an ihre Seite. „Soll ich das Programm, das uns nachhause bringt, aktivieren?“, fragte er leise.

Janeway blickte auch weiterhin auf die traurigen Überreste des Fürsorgers. „Und was wird aus den Ocampa, wenn wir weg sind?“

Die Körpersprache des Vulkaniers wies auf Besorgnis hin. „Captain, alles, was wir unternehmen, um die Ocampa zu schützen, wird das Gleichgewicht der Macht in diesem System beeinflussen. Wir müssen uns an die Oberste Direktive halten.“

Die Oberste Direktive… Wie oft hatte Janeway sich nach diesem hehrsten Prinzip der Sternenflotte gerichtet, wie oft hatte sie ihm trotz aller inneren Konflikte und Komplexitäten, die eine Situation zuweilen annehmen konnte, eisern den Vorzug gegeben? Doch jetzt, so spürte sie instinktiv, hatte sie einen Punkt erreicht, wo

sie in ernste Zweifel geriet. Ausgerechnet sie, die stets erpicht gewesen war, ein Offizier nach dem Regelbuch zu werden, alles hundertprozentig nach Vorschrift zu tun…

Tuvok hatte gesagt, es dauere mehrere Stunden, um die Phalanx zur Rückreise zu programmieren. Die Kazon würden sich mit den Erfolgen, die die *Voyager* offenbar erzielt hatte, eine Weile abwehren lassen. Aber was würde passieren, wenn Janeway und ihre Leute in den Alpha-Quadranten zurückgekehrt waren? Sie würden die Station zurücklassen müssen – und damit die Ocampa, deren Schicksal wahrscheinlich bedeutete, von den Kazon überfallen und womöglich abgeschlachtet und ausgeplündert zu werden, sobald diese sich Zugang zu den Systemen der Station verschafft hatten.

Tuvok hatte sein Argument vorgebracht. Er würde der Vorstellung folgen, dass die *Voyager* mit dem, was hier draußen vor sich ging, so wenig wie irgend möglich zu tun haben dürfe. Strikte Nichteinmischung.

Aber konnte man es sich so leicht machen? Hatte ihre Anwesenheit im Delta-Quadranten nicht bereits gravierende Auswirkungen gehabt, ob sie das wollten oder nicht? Konnten sie jetzt einfach so tun, als gehe sie all das nichts an?

Der Untergang einer Zivilisation, für eine Handvoll Frauen und Männer, die sich wünschen, nachhause zurückzukehren…

Was vor ihr lag, war ein Dilemma, die Wahl zwischen zwei Übeln, verstand Janeway. Entweder sie reisten zurück und überließen die Ocampa sich selbst, lieferten sie einem Feind aus, der ihr Ende bereithalten würde. Oder sie zerstörten die Phalanx, um die Ocampa zu schützen. In diesem Fall ergriffen sie aktiv Partei, mischten sich ein, verletzten die Sternenflotten-Gebote. Nein, sogar das *oberste* Gebot höchst selbst.

Aber was, wenn die Befolgung des obersten Gebots in dieser Situation in den sicheren Genozid führt? In diesem Fall wären wir daran schuld gewesen. Wäre ich *daran schuld gewesen. Weil ich zu* bequem *gewesen war.* Würde sie das ertragen?

Niemand sagte, dass das Überleben der Ocampa auf Dauer gesichert war, selbst wenn Janeway dem letzten Wunsch des Fürsorgers entsprach. In wenigen Jahren, wenn die letzten Energiereserven zur Neige gingen, würden sie eine harte Bewährungsprobe vor sich haben. Aber Janeway wusste, dass es darauf ankam, ihnen diese Chance zu bewahren, um ihnen die Möglichkeit zu geben, zu jenem Volk zu reifen, das der Fürsorger durch sein protegierendes, elterliches Verhalten nicht hatte erzeugen können.

Sie glaubte an die Chance einer Möglichkeit, mochte sie nur ein Samenkorn der Hoffnung sein.

Meine starke Kathryn., echote Marks Stimme aus der Vergangenheit an sie heran. *Du bist unglaublich diszipliniert, fleißig, pflichttreu. Das ist Dein Lebensweg, und dafür schätze und verehre ich Dich. Aber manchmal, manchmal sollte man einfach nur seinem Herzen folgen und das Richtige tun – auch wenn man genau weiß, dass es gegen die geltenden Regeln verstößt.*

Janeway kehrte ins Hier und Jetzt zurück. „Wirklich?“, sagte sie. Während sie noch den Stein in ihrer Hand betrachtete, wusste sie bereits, was sie jetzt zu tun hatte. Was ihr Weg war – und der des Raumschiffs *Voyager*. Wie hart und steinig er auch werden mochte. „Wir haben uns nie einmischen wollen, Tuvok. Aber wir tun es. Wir *tun* es.“

Wir tun das Richtige.

Kapitel 23

Fassungslos hatte B'Elanna Janeways Anweisungen gelauscht, den Abschuss mehrerer Torpedos vorzubereiten. Nun konnte sie sich nicht länger zurückhalten. „Was haben Sie vor?!", rief sie. „Diese Phalanx ist unsere einzige Möglichkeit zurück nahhause zu gelangen!"

Janeway bot ihr die Stirn. „Mir ist bewusst, dass alle zuhause ihre Familien haben, zu denen sie zurück möchten. Das will ich auch. Aber ich tausche nicht das Leben der Ocampa gegen unsere *Bequemlichkeit* ein. Wir müssen einen anderen Weg finden."

„Fragt sich nur ob es einen anderen Weg gibt!", bellte die Halbklingonin entsetzt. Sie blickte auffordernd zu Chakotay. „Wieso kann sie diese lebenswichtige Entscheidung für uns alle treffen?"

Die Zeit dehnte sich in Chakotays Empfinden aus. Er erforschte seine Gefühle und war sich plötzlich darüber im Klaren, dass er sich nicht ernsthaft gegen Janeways Entschluss stellen konnte. Warum? Dies hier war ein Sternenflotten-Captain, der bereit war, über die eigenen

Regelwerke hinauszublicken. Sie agierte vollkommen selbstlos. Sie agierte nicht nur wie ihr stoischer vulkanischer Sicherheitschef mit Logik, sondern besaß auch Herz. Idealismus.

Chakotay sah die Parallelen zu sich selbst. Er hatte die Sternenflotte verlassen, um die Freiheit und den Schutz seines Volkes gegen eine aggressive, militaristische Übermacht zu garantieren. Und eben das war Janeway nun bereit zu tun, gegen alle noch so großen Widrigkeiten, die das mit sich brachte.

Diese Entscheidung verdiente Respekt. Sie war mutig und richtig. Hätte Chakotay sich gegen sie gewandt, er hätte sich gegen die Werte gestellt, die selbst in ihm loderten.

Entschlossen hielt er B'Elanna zurück, die beinahe auf Janeway losging. „Weil sie der *Captain* ist.", sagte er lediglich.

Er konnte nur hoffen, seine Freundin würde ihn eines Tages verstehen.

Die *Voyager* erzitterte, als das energetische Katapult die beiden Spezialprojektile in Richtung Raumstation schleuderte. Es war eine kaum merkliche Erschütterung, nicht zu vergleichen mit jenen, die von den Kazon-Entladungen destruktiver Energie an den Schilden verursacht wurden.

Zwei Diamanten aus schimmernder Energie lösten sich vom vorderen Sekundärrumpf der *Voyager* und flogen an Trümmern vorbei der Station entgegen. Eines der Kazon-Schiffe brach den Angriff ab und verfolgte den Torpedo, vermutlich in der Absicht, das Unvermeidliche doch noch abzuwenden.

Als die Trikobalt-Kapseln zwischen den gewaltigen Streben und Pfeilern der Raumstation verschwanden, fühlte Janeway, wie sich in ihr ein ganzes Universum der Anspannung auflöste. Gleichzeitig wuchs fast schmerzhafter Kummer in ihr.

Es war vorbei. Für den Fürsorger. Für die Ocampa. Für sie alle.

Einem Teil von ihr brachte diese Erkenntnis Erleichterung. Ein anderer Teil von ihr starrte dem feurigen Glanz der Detonation hinterher, die die auseinanderbrechende

Station verzehrte. Dieser Glanz, so wusste sie, bedeutete eine tiefgreifende und beständige Verantwortung, die hier und heute ihren Ausgang nahm. Dieser Verantwortung würde sie nie wieder entkommen können.

Das werde ich ihr niemals verzeihen.

B'Elanna Torres, im Delta-Quadranten bereits sprichwörtlich durch die Hölle gegangen, betrachtete die verblassende Blüte aus Feuer, Gas und Trümmern – alles, was nach dem Einschlag der beiden Trikobalt-Torpedos von der mächtigen Phalanx des Fürsorgers übrig geblieben war.

Inmitten dieses Infernos las sie das Muster, das ihr Leben beschrieb: eine Familie nach der anderen zu verlieren, stets aufs Neue heimatlos zu werden. Zum Himmel schreiende Ungerechtigkeit zu erleben. Fremdbestimmt zu sein.

Zuerst war ihr Elternhaus zusammengebrochen – die gerade einmal sechs Jahre alte B'Elanna war fortan zwischen der menschlichen und klingonischen Kultur hin und her gerissen gewesen und hatte nirgendwo Geborgenheit gefunden. Dann war sie mit nicht einmal zwanzig Jahren von der Sternenflotten-Akademie verwiesen worden. Und nun verlor sie auch noch den Maquis, der, seit sie Chakotay zum ersten Mal begegnete, zu ihrer Ersatzfamilie geworden war.

Erneut wurde sie zur Vollwaise. Jetzt hatte ihr Kathryn Janeway dieses verfluchte Schicksal auferlegt. In einer einsamen Entscheidung hatte sie ihr einziges Tor zur Heimat zugeschlagen.

B'Elanna würde hier draußen existieren müssen in dem Wissen, dass ihre Freunde in der EMZ weiter kämpften und starben, während sie zum Nichtstun verdammt war. Der bloße Gedanke schien kaum erträglich zu sein.

Wie sollte sie die Zeit, die vor ihr lag, überhaupt meistern? Wie sollte sie wieder in den Spiegel schauen können?

Nachdem Jabin mit den Worten „Sie haben sich heute Feinde geschaffen" seine Kampfverbände abzog, entstand ein Augenblick der Stille auf der Brücke, in der sich niemand regte. B'Elanna war die erste, die aus ihrer Starre erwachte und sich Janeway näherte. „Der Kazon hat Recht.", knurrte sie. „Wir werden niemals vergessen, was Sie heute taten. Ich glaube, ich bin nicht allein damit."

Janeways Züge blieben hart und entschlossen, während sich B'Elanna mit sonnenheißem Zorn an ihr vorbeischob, Chakotay einen verständnislosen Blick zuwarf und die Brücke verließ…

Kapitel 24

Sternzeit: 48327,2 | 30. 4. 2371

[wenige Tage nach der Strandung
auf der anderen Seite der Galaxis]

Chakotay war verwundert gewesen, als Kathryn Janeway sich über die KOM bei ihm gemeldet hatte. Sie hatte ihm gesagt, sie erwarte ihn auf dem Flugdeck. Dort fand er sie nun vor. In einer Pose, die ihr angeboren zu sein schien – die langen Arme mit den langgliedrigen Händen in die Hüfte gelegt – stand sie in der Leitzentrale des Hangars, wo sich außer ihr zurzeit niemand aufhielt. Ihrem Gesicht war eine Mischung aus Nachdenklichkeit und Verwegenheit eingeschrieben.

„Sie wollten mich sprechen?“, fragte Chakotay, nachdem er eingetreten war. Er verhielt sich, dass er den Ort des Treffens für höchst eigentümlich hielt.

„Mister Chakotay, kommen Sie herein.“ Die Tür schloss sich in seinem Rücken, und Chakotay verfolgte, wie Janeway durch die breite Glasfront in den Shuttlehangar der *Voyager* hinabblickte. Das klobige Schiff des Talaxianers – Neelix – beanspruchte einen gehörigen Teil des Platzes. Wenn es auf Dauer hier untergebracht wurde, würde man eine kreative Lösung finden müssen, den Hangar zu vergrößern, sonst war der normale Shuttlebetrieb behindert. „Ich habe nachgedacht.“, hob Janeway schließlich die Stimme und wandte sich ihm erneut zu. „Über unsere gegenwärtige Situation.“

Chakotay lächelte dünn, aber völlig humorlos. Tatsächlich war es eher ein leicht verdrießlicher Ausdruck. Und so versteckte er sich auch nicht hinter schönen Worten: „Das wurde auch langsam Zeit, würde ich sagen. Unser Kampf gegen die Kazon liegt beinahe zwei Tage zurück. Meine Leute werden allmählich nervös, wie es jetzt weitergeht, und was mit uns passiert.“

Janeways Augen wurden größer, und sie machte eine bedeutungsvolle Geste. „Das ist die Frage, um die sich alles dreht, nicht wahr? Was passiert mit uns? Hier, mit uns allen?“

„Und?“, fragte Chakotay und verspürte Ungeduld. „Haben Sie eine Entscheidung getroffen?“

Langsam trat sie auf ihn zu, bewahrte wie immer Haltung und schüttelte den Kopf. „Nein. Es geht hier nicht

um *meine* Entscheidung. Sondern um das, was *wir gemeinsam* entscheiden. Nur so wird es funktionieren."

„Dieses Schiff gehört nicht dem Maquis an.", bedeutete Chakotay mit gerunzelter Stirn. „Wir sind kein Teil davon."

„Das kann sich ändern.", entgegnete Janeway und erntete einmal mehr seine Verwunderung. „Die Besatzung der *Voyager* hat eine Reihe empfindlicher Verluste erlitten, als der Fürsorger uns in den Delta-Quadranten riss. Und nach der Zerstörung der *Liberty sind* Sie nun Teil der *Voyager*, ob Sie wollen oder nicht. Sie sitzen auf diesem Schiff fest."

Chakotay verschränkte die Arme. „Glauben Sie mir, Captain: Wenn ich eine Alternative zur Zerstörung meines Schiffes gehabt hätte, ich hätte sie ergriffen. Aber nur indem ich die *Liberty* aufgab, konnte ich sicherstellen, dass die *Voyager* gerettet wird."

„Ein bemerkenswert selbstloses Opfer.", stellte Janeway fest.

„Bilden Sie sich bloß nichts darauf ein. Es war eine rationale Entscheidung. Tuvok, dieser vulkanische Mistkerl, würde vermutlich sagen: Sie war logisch. Die *Liberty* war eine veraltete Maschine, kaum in der Lage, längere Zeit eine hohe Warpgeschwindigkeit aufrechtzuerhalten. Mir war klar, dass die *Voyager* das einzige Schiff ist, mit dem

wir überhaupt dazu in der Lage sind, uns durchzuschlagen."

Janeways Brauen zuckten nach oben. „Und wie geht es jetzt weiter?"

„Interessant, dass Sie *mir* diese Frage stellen.", gab er zurück. „Die *Voyager* ist *Ihr* Schiff. *Sie* sind der Captain."

Ein dünnes, viel wissendes Schmunzeln huschte über ihre Lippen. Chakotay kannte sie nicht gut, aber eines konnte er jetzt schon über diese Frau sagen: Sie war scharfsinnig. Und sie besaß einen ganz eigenen Sinn für spitzen Humor. Er war nicht vielen Leuten bei der Sternenflotte begegnet, die Humor besessen hatten.

„Korrigieren Sie mich, falls ich mich irre, aber genau das haben Sie zu B'Elanna Torres gesagt – vor zwei Tagen, kurz bevor die *Voyager* die Fürsorger-Phalanx zerstörte. Sie haben meine Entscheidung mitgetragen…weil Sie wussten, dass wir die Ocampa nicht im Stich lassen konnten." In Janeways Augen blitzte es beschwörend. „Sie hatten schon immer ein starkes Gespür für Gerechtigkeit. Sie haben Ihr Offizierspatent aufgegeben und sich einer Sache verschrieben, die Sie für gerecht hielten."

„Sie *ist* gerecht.", stellte Chakotay entschieden fest. Der Klang seiner Stimme verriet, dass er in dieser Angelegenheit nicht mit sich diskutieren ließ.

Janeway lehnte sich gegen eine Konsole. „Lassen Sie uns nicht um den heißen Brei herum reden, Chakotay. Wir beide wissen, weswegen die *Voyager* von der Sternenflotte in die Badlands geschickt wurde. Tatsache ist: Die Ausgangslage hat sich geändert, und zwar irreversibel. Es gab hin und wieder verschollene Föderationsschiffe, aber nicht ein einziges hat es dermaßen in die Ferne verschlagen wie die *Voyager*. Das hier ist die andere Seite der Galaxis. Wir müssen anfangen, uns damit vertraut zu machen. Nur so werden wir überleben können, auf unserem langen Weg in die Heimat."

Er betrachtete sie. „Sie haben also vor, die Heimreise anzutreten?"

„Was sollte ich anderes tun?", erwiderte Janeway. „Es gibt nur einen Kurs, den wir setzen können. Richtung Erde. Es sei denn, wir geben uns geschlagen. Denken Sie etwa so?"

„Nein.", versicherte er.

„Gut. Dann lassen Sie uns unsere Kräfte vereinen." Ihre Hand ballte sich demonstrativ zur Faust. „Lassen Sie uns dafür sorgen, dass wir aus zwei Crews eine machen."

Chakotay zog einen Mundwinkel hoch. „Sie schlagen vor, dass achtunddreißig Maquis Teil Ihrer Besatzung werden sollen?"

„*Unserer* Besatzung.“, korrigierte sie ihn.

Er legte den Kopf an. „Was soll das heißen?“

„Ganz einfach. Ich möchte Sie bei der Führung dieses Schiffes beteiligen. Nur so wird es funktionieren, die Integrationsleistung zu vollbringen, die vor uns liegt. Alle sollen sehen, dass an der Spitze ein Tandem existiert, mit einem festen Willen zur Kooperation.“

„Dieses Angebot kommt unerwartet.“, räumte er ein und hielt es für angebracht, ein Pokerface zu wahren.

Janeway wölbte eine Braue. Sie war offensichtlich noch nicht am Ende angelangt. „In einem Punkt werden Sie aber über Ihren Schatten springen müssen. Sie müssten bereit sein, diese Uniform wieder anzuziehen. Nach dem Verlust von Commander Cavit brauche ich einen neuen Ersten Offizier. Und *Sie waren* langjährig Offizier der Sternenflotte – mit einer bemerkenswerten Akte.“

Chakotay wusste zunächst nicht, wie er darauf reagieren sollte. Dieses Gespräch entwickelte sich nicht so wie erwartet. „Ich bin wohl kaum die richtige Wahl. Ich würde davon ausgehen, dass Sie sich für Tuvok als neuen XO entscheiden. Immerhin ist er schon jetzt Ihr Zweiter Offizier…und er scheint Ihr Vertrauen zu genießen.“

In der letzten Hälfte hatte Chakotay das Gesicht merklich verzogen. Zu tief saß noch der Stachel des Verrats,

den der Vulkanier in seinem Fleisch hinterlassen hatte. Nachdem die *Voyager* den ersten Kontakt zur *Liberty* hergestellt hatte, durfte Chakotay en passant erfahren, dass er einen Spion der Sternenflotte in seinen Reihen gehabt hatte, dessen langfristiges Ziel sogar darin bestand, ihn der Sternenflotte in die Hände zu spielen. Das Ergebnis waren nicht nur geteilte Gefühle in Bezug auf Tuvoks Person – immerhin hatte der nur seinen Job gemacht –, sondern auch schwere Vorwürfe sich selbst gegenüber, nicht wachsam genug gewesen zu sein.

„Tuvok ist genau dort, wo er gebraucht wird.“, konstatierte Janeway. „Aber Sie, Chakotay, Sie können Leute befehligen – und Sie wissen, wie man ein Raumschiff leitet. Das macht Sie zu einem perfekten Bindeglied zwischen Ihren und meinen Leuten. Ich möchte Sie bitten, diese Position anzunehmen.“

Chakotay seufzte leise und doch unüberhörbar. „Ich habe vor Jahren mit der Sternenflotte abgeschlossen. Das war keine Kleinigkeit, die man einfach so ungeschehen machen kann.“

„Ja, das weiß ich.“, erwiderte Janeway. „Und inzwischen glaube ich, dass Sie ehrenwerte Gründe dafür hatten. Aber das war im Alpha-Quadranten.“

Chakotay blinzelte. „Nur damit ich das richtig verstehe: Sie wollen ausgerechnet den Mann, den Sie auf Geheiß

des Oberkommandos wie einen Staatsfeind gejagt haben, zu Ihrem Stellvertreter ernennen?“

Janeway zuckte andeutungsweise die Schultern. „Warum sollte ich es *nicht* tun? Wenn es nach mir geht, haben Sie Ihre Vertrauenswürdigkeit unter Beweis gestellt. Sie waren nicht nur bereit, mit uns zusammenzuarbeiten. Gegen die Kazon zu kämpfen. Ihr Schiff aufzugeben, um die *Voyager* zu retten. Sie haben uns auch vertraut, als Sie Ihre Crew hinüberbeamen ließen.“

Er ächzte. „Sie meinen, ich habe Ihnen vertraut, dass Sie uns nicht sofort in die Brig werfen?“

„Habe ich es denn getan?“

„Nein, das haben Sie nicht.“, erkannte er an.

„Und das *werde* ich nicht.“, versprach Janeway. „Als wir in Richtung der Badlands aufbrachen, da tat ich, was von mir verlangt wurde. Und Sie waren nur eine Akte. Aber seit wir im Delta-Quadranten sind, ist einiges geschehen. Wir haben zusammengearbeitet. Ich habe Sie kennengelernt. Ich habe begonnen, anders über Sie zu denken, Chakotay. Aber wissen Sie, was das Allerwichtigste ist: Wenn wir nicht ein paar Dinge umstoßen und hier draußen umdenken, werden wir nicht überleben. Das ist schlicht und ergreifend die traurige Wahrheit.“

„Wenn wir schon dabei sind, die ‚Dinge umzustoßen und umzudenken'…", nahm Chakotay den Faden auf. „Sie sagten es selbst: Wir sind bei Maximum-Warp fünfundsiebzig Jahre von der Erde entfernt. Welchen Grund sollte es da noch geben, eine Sternenflotten-Crew zu sein?"

„Die *Voyager ist* ein Schiff der Sternenflotte, und die klare Mehrheit der Leute auf diesem Schiff sind Sternenflotten-Offiziere, ganz zu schweigen von ihrem Captain.", hielt Janeway unerschütterlich fest. „Ich sehe keinen Grund, warum sich das ändern sollte. Ganz im Gegenteil. Wir haben alle einen Eid geschworen, die Prinzipien dieser Uniform hochzuhalten, unabhängig davon, *wo* wir sind."

Ihr Blick wurde wieder verwegener. „Natürlich kann ich nicht in die Zukunft blicken, wer kann das schon. Doch mein Gefühl sagt mir, dass wir hier draußen ohne einen Kompass nicht zurechtkommen werden. Einen Kompass für Richtig und Falsch, für die Möglichkeiten und die Grenzen unseres Handelns. Das Selbstverständnis der Sternenflotte bietet genau diesen Kompass an. Wir mögen weitab sein von der Föderation, aber die Identität dieses Kommandos werde ich nicht aufgeben. Dies ist und bleibt eine Besatzung der Sternenflotte. Für jede Art unserer zukünftigen Zusammenarbeit ist das eine Bedingung, hinter der ich nicht zurückweichen werde. Nun

kennen Sie mein Angebot.“, schloss sie. „Ich würde mich freuen, wenn Sie es annehmen.“

Er wog ihre Worte. „Einen Aspekt haben Sie nicht bedacht. Die Crew würde mich nicht als XO akzeptieren.“

„Sie *wird*, wenn der Captain es so möchte.“, stellte Janeway unmissverständlich klar. „Das hier ist keine demokratische Abstimmung. Die Spielregeln haben sich geändert. Wir werden uns aneinander gewöhnen.“

Chakotay spürte deutlich, wie er hin und her gerissen war. Er ließ einen Moment verstreichen, in dem er diese Frau musterte, die gleichzeitig unkonventionell, vertrauensbildend, verbindlich und steinhart sein konnte. Soeben hatte sie ihm die Hand zum Frieden ausgestreckt, ihm jedoch mit der anderen Hand den Phaser auf die Brust gesetzt. Wie immer es mit ihnen beiden weitergehen würde – ihr Verhältnis würde eines garantiert *nicht* sein: langweilig.

Schließlich nickte er knapp. „Ich brauche ein paar Stunden, um darüber nachzudenken.“

„Nehmen Sie sich die Zeit. Die Wahrscheinlichkeit ist groß, dass wir dann immer noch im Delta-Quadranten sein werden.“

Als er in sein provisorisches Quartier zurückkehrte, dachte er ernsthaft über Janeways Worte nach. Er konn-

te nicht leugnen, dass sie etwas in ihm bewegt hatte. Aber war das schon genug, damit er tatsächlich wieder bereit war, ein Offizier der Sternenflotte zu werden? Die Raumflotte hatte ihn schwer enttäuscht, so wie die gesamte sogenannte Friedenspolitik der Föderation, die am Ende nichts anderes gewesen war als ein Handschlag zwischen zwei Großen auf dem Rücken einer kleinen Minderheit, deren Freiheit und Würde eklatant verletzt worden war. Und nicht nur das: Die Sternenflotte hatte begonnen, Jagd auf den Maquis zu machen, um den faulen Frieden mit den Cardassianern zu schützen.

Und nun sollte er diese Uniform wieder tragen, Verantwortung für unter ihm dienende Frauen und Männer der Raumflotte übernehmen? Konnte er das?

Es war bestimmt nicht sein *Wunsch*, wieder zur Raumflotte zurückzukehren. Doch wie lautete die Alternative zu Janeways Vorschlag? Ewige Opposition, 70.000 Lichtjahre von der Heimat entfernt, auf einem von Föderationsmilitär dominierten Schiff? Wenn Sternenflotte und Maquis hier draußen nicht lernten, vernünftig zusammenzuarbeiten, würden ihre Probleme schnell größer und nicht kleiner werden.

Es gibt eine Zeit zu kämpfen und es gibt eine Zeit, sich die Hände zu reichen und gemeinsam nach vorn zu sehen. Hätte ihm das Kolopak jetzt nicht geraten?

Vermutlich zum ersten Mal, seit es ihn in den Delta-Quadranten verschlagen hatte, fand Chakotay sich mit dem Gedanken ab, dass sein Leben und das seiner Crew sich fundamental verändern würden. Es war an der Zeit, die neue Realität zu akzeptieren, Verantwortung zu übernehmen, so schwer es auch sein mochte.

Der Maquis war gestern. Das Raumschiff namens *Voyager* war nun seine Zukunft.

Kapitel 25

Kes und Neelix standen Hand in Hand an einem Aussichtsfenster auf Deck sieben und blickten auf Ocampa. Vom derzeitigen Standort der *Voyager* am Rand des Systems war der Planet nur eine kleine, unscheinbare Kugel, doch ein vertrauter Schein ging von ihm aus, der Kes wissen ließ, dass es sich um ihre Heimat handelte.

Wenn sie sich gewahrte, dass sie vor kurzem noch nicht einmal den Himmel und die Sonne gesehen hatte und jetzt schon an Bord eines interstellaren Raumschiffs stand, das in der Lage war, unglaubliche astronomische Entfernungen zurückzulegen… Und dann noch diese ganz neue Perspektive aus dem All, die man auf die Dinge hatte – es war fast ein wenig zu viel. Es war, als betrete man die Wunder- und Götterwelt des Fürsorgers, eines Wesens, das immer nur in Sagen und Mythen existiert hatte.

Und doch sprühte Kes vor Faszination, Neugier und Dankbarkeit, fühlte sich beflügelt, dass ausgerechnet ihr, die sie noch nicht einmal zwei Jahre alt war, dieses unglaubliche Privileg zuteil wurde, ganz neue Möglichkei-

ten der Existenz kennenzulernen. Welcher Ocampa konnte das schon von sich behaupten? Ihre Gedanken gingen an ihren Vater, und instinktiv spürte sie, dass er stolz auf sie gewesen wäre.

Eine Zeitlang schwiegen beide, ehe Neelix neben ihr leise gluckste. In Ankündigung von etwas, das ihm auf der Seele zu liegen schien, wandte er sich vom prächtigen Ausblick ab und ihr zu. Dabei ließ er ihre Hand nicht los, sondern begann sie zärtlich zu streicheln. Seine bernsteinfarbenen Augen leuchteten warm.

„Das waren ein paar sehr, sehr aufregende Tage. Aber die Dinge sind gut ausgegangen…mit ein wenig Unterstützung meinerseits versteht sich.“, fügte er selbstironisch hinzu. „Irgendwann werde ich auf mein Schiff zurückkehren. Captain Janeway hat eingewilligt, dass ich meine Vorräte erneuern darf, bevor ich starte – als kleine Entschädigung für die Hilfe.“ Er schenkte ihr ein hoffnungsvolles Lächeln. „Tja, und jetzt, da alles so wunderbar gelaufen ist… Meine Liebe, ich möchte Dich fragen, ob wir…“ Er stockte kurz, nur um dann fortzufahren. „Wollen wir nicht einfach auf mein Schiff gehen und gemeinsam unser Glück suchen? Ich verspreche Dir: Es wird Dir an nichts fehlen.“

Kes betrachtete den buntgescheckten Talaxianer. Er strahlte eine solche Geborgenheit und Warmherzigkeit aus. Sie kannte ihn gar nicht so lange, und doch war es

ihr im Rückblick, als kenne sie ihn bereits ihr ganzes Leben. Hieß es nicht, dass manchmal Augenblicke genügten, um jemandem ins Herz zu blicken und sich mit ihm vertraut zu machen? Bei Neelix war das so gewesen. Sie hatte mehr als nur einen Grund, ihm zu danken. Er war ein echter Freund, eine vertraute Seele. Seine Liebe für sie war aufrecht, wirklich.

„Du meinst, dass wir Ocampa verlassen?“, fragte sie.

Neelix blinzelte nachdenklich. „Na ja, das würde die *Voyager* sowieso. Sie macht sich sehr bald auf, um diesen Sektor zu verlassen. Aber *wir*, wir könnten in Reichweite Deiner Heimatwelt bleiben. Wir müssten nur aufpassen, dass wir nicht wieder Jabin und seinen Ogla über den Weg laufen. Ich glaube, der ist nicht mehr allzu gut auf uns zu sprechen.“ Der Talaxianer wurde ruhiger, fast etwas schüchtern. „Wenn es Dein Wunsch ist, zu Deinem Volk zurückzukehren, bringe ich Dich dorthin, wann immer Du willst.“ Er rückte noch etwas näher an sie heran. „Du musst mir nur sagen, was Du möchtest, Kes, und es wird wahr werden.“

Was ich möchte. Es war beinahe etwas irreal, fand Kes. Vor kurzem noch war es nie darum gegangen, was sie wollte. Schon als kleines Kind hatte man von ihr erwartet, den Fürsorger zu ehren und nach seinen Geboten zu leben. Dann hatte sie aufbegehrt, war an die Oberfläche gezogen, nur um dort in die Leibeigenschaft unter Jabin

gestürzt zu werden. Und jetzt musste sie sich tatsächlich fragen, was ihr Wunsch war.

Kes sah kurzzeitig zurück zu Ocampa und suchte dann Neelix‘ Blick. „Und was wäre, wenn wir an Bord der *Voyager* bleiben würden? Auf ihr mitreisen?“

Neelix sah sie leicht verdutzt an. Mit dieser Antwort hatte er wahrlich nicht gerechnet. „Was könnten wir auf diesem Schiff haben außer all diesen technologischen Annehmlichkeiten und den Luxus. Der ist, wie ich zugeben muss, eine tolle Sache, aber wir wären hier ewige Außenseiter. Immer mehr sogar, denn wenn wir hier bleiben, werden wir nicht mehr zurückkehren. Wir würden heimatlos werden.“

„Das glaube ich nicht.“, widersprach Kes. „Ich denke, hier, bei diesen besonderen Leuten aus der Ferne, können wir eine neue Heimat finden. Eine, die uns entspricht.“

Neelix legte verblüfft den Kopf an, versuchte zu ermessen, was sie meinte. Instinktiv schien er zu spüren, dass diese Aussage eine Tiefe hatte, die Kes selbst nicht einmal kannte.

Da sagte ihm Kes etwas, von dem sie genau wusste, dass sie es sonst nie jemandem anvertrauen würde. „Damals, als Jabin mich zum ersten Mal hart verhörte, wurde ich ohnmächtig. Ich weiß nicht, wie viele Stunden

ich ohne Bewusstsein da lag. Als ich wieder aufwachte, erinnerte ich mich an etwas, von dem ich geträumt haben musste. Ich habe es nie vergessen. Ich stand an der Oberfläche von Ocampa und sah zum Himmel. Und dort war ein heller Stern, der selbst den Tag und die Wüste überstrahlte. Das Licht wurde größer und größer. Bis es sich…in dieses Schiff verwandelte."

Neelix warf die Stirn in Falten. „Was, in die *Voyager*? W-was hat das zu bedeuten?"

„Ich weiß es nicht.", gestand Kes. „Irgendwie habe ich das Gefühl, dass es unsere Bestimmung ist, auf dieses Schiff zu gehen." Sie bat ihn, für sich zu behalten, was sie ihm soeben gestanden hatte.

„Wenn wir auf der *Voyager* bleiben, wirst Du vermutlich nie mehr zu Deinem Volk zurückkehren. Gerade jetzt, wo der Fürsorger nicht mehr da ist, wird es Personen wie Dich brauchen.", gab Neelix zu bedenken.

Kes nickte bedächtig. „Ich bin sicher, dass ich mein Volk wiedersehen werde. Aber so merkwürdig das klingt: Ich glaube, damit ich ihm wirklich helfen kann, muss ich erst lernen. Von da draußen. Vom Universum. Ich kann es nicht erklären. Ich weiß nur, dass ich das tun muss. Und es wäre mein größter Wunsch, dass Du mich auf dieser Reise begleitest, Neelix."

Neelix war gerührt. Da konnte er nicht anders als sie zu umarmen und zu küssen. In diesem Moment wusste er ganz deutlich: Er würde bei dieser Frau, die er über alles und mehr als sein Leben liebte, bleiben, bis sich ihre Wege eines Tages wieder trennen sollten. Er würde leben, um sie glücklich zu machen.

Das Raumschiff *Voyager* war vielleicht der Ort, an dem dieses neue Leben möglich sein konnte. Der Ort, der ihnen half, sich an Idealen, Tugenden und Mitmenschlichkeit aufzurichten und die Martyrien, die sie durchlitten, vergessen zu machen.

Kapitel 26

Seska war zusammen mit B'Elanna die erste, die Chakotay über seinen Entschluss informierte. Er hatte nicht darauf gebaut, dass sie begeistert sein würde. Nein, mit Jubelstürmen hatte er wahrlich nicht gerechnet. Doch das Ausmaß ihrer Unterkühlung überstieg seine Erwartungen, als er mit seiner Eröffnung an ein Ende gelangt war.

Sie standen in Seskas provisorischem Quartier auf Deck acht – ein Standardzimmer, in dem sie zusammen mit Jarvin untergebracht worden war, bis sich die Dinge etwas geordnet hatten und der Quartiermeister mehr Personen ein Einzelquartier zuweisen konnte. Allen diesen Luxus zu gönnen, würde allerdings wohl absehbar kaum möglich sein, denn angesichts zweier Crews, die derzeit mitflogen, gab es an Bord rund fünfzehn Prozent Überbesetzung.

Jarvin war zurzeit nicht da, sondern hing irgendwo bei Dalby, Chell und Henley einen Trakt weiter herum. Das war schon früher auf der *Liberty* so gewesen, erinnerte sich Chakotay. Angesichts der Tatsache, dass der Groß-

teil der Maquis-Mitglieder derzeit nicht allzu viel zu tun hatte, war es nur gut, wenn die Leute sich miteinander beschäftigen konnten. Allerdings, so ahnte Chakotay, durfte es auch nicht dazu führen, dass sie sich zu stark isolierten.

Unter-sich-Bleiben war in den Tiefen des Delta-Quadranten keine Option mehr. Das hatte er endgültig erkannt.

Wenn das wahr werden sollte, was Janeway ihm im Zuge ihres nicht ganz einfachen Gesprächs in der Abgeschiedenheit des Shuttlehangars vorgeschlagen hatte, würde noch ein langer, beschwerlicher Weg vor ihnen liegen. Daran erinnerte ihn nicht zuletzt der verächtliche bis entsetzte Ausdruck, den Seskas bleicher gewordenes Gesicht angenommen hatte, je mehr er ihr die Dinge dargelegt hatte.

Ihre erste Reaktion bestand nun darin, sich durchs braune Haar zu fahren (eine Geste, die er bei ihr stets sehr reizvoll gefunden hatte) und ans einzelne Fenster zu treten. Dieses bot eine Ansammlung dicht beieinander liegender interstellarer Nebel dar, die wie bunte Pinselkleckse eines Malers vor ihnen lagen. Die *Voyager* bewegte sich auf ihrem gerade erst aufgenommenen Kurs Richtung Heimat darauf zu. Es war das erste Weltraumphänomen, das ihnen seit ihrem Abflug aus dem Hei-

matsystem der Ocampa begegnen würde, voraussichtlich in anderthalb bis zwei Wochen.

Seska verschränkte die Arme, schaute ins All hinaus und prustete. „Ich fasse es nicht. Ich kann es einfach nicht fassen. Weißt Du, was Du uns da antust?“

Chakotay wahrte die Ruhe. Als er in Seskas Quartier gekommen war, hatte er gewusst, dass er von nun an der Letzte sein durfte, der aus der Haut fuhr. Es galt, mit Vernunft und Kühnheit zu vertreten, was er sich überlegt hatte. „Das weiß ich sehr genau.“, versicherte er. „Ich versuche, uns eine Chance zu geben. Eine Chance, mit diesem neuen Leben klarzukommen.“

Die attraktive Bajoranerin, die er inzwischen gut kannte, schüttelte vehement den Kopf. „Neues Leben? Wovon redest Du da nur, Chakotay?“ Ihre Stimme nahm einen gereizten, übermelodischen, beinahe fassungslosen Klang an. „Wir sind Maquis. *Das* ist unser Leben. Und wenn ich mich recht entsinne, haben *dieses* Schiff und *dieser* Captain uns jagen und hinter ein Kraftfeld sperren wollen. Mal ganz zu schweigen von diesem spitzohrigen Verräter.“

„Das stimmt.“, räumte er ein. „Aber das war im Alpha-Quadranten, auf der anderen Seite der Galaxis. Die Spielregeln haben sich geändert – grundlegend. Janeway sieht das so; sie hat mir ihren Standpunkt dargelegt, und ehrlich gesagt halte ich sie für glaubwürdig.“

„Oh bitte.“, ächzte Seska und drehte sich mit neuer Entschlossenheit zu ihm um. „Sag mir, dass Du nicht so naiv bist.“ Sie begann ihn nachzuäffen: „Ich habe ihr nach altem Stammesbrauch tief in die Augen gesehen und mich ihrer Glaubwürdigkeit versichert. Damit ist die Sache erledigt.“

Er fand das nicht komisch. Allmählich ging es ihm gegen den Zeiger, dass ihn alle mit seiner indianischen Herkunft aufzogen, obwohl er selbst doch stets so zerrissen über die Weltsicht seiner Familie und Vorfahren gewesen war. „Vorsicht.“, warnte er sie. „Hier wird das Eis dünner.“

Seska dachte nicht ans Aufgeben. Sie trat dicht an ihn heran und bleckte die Zähne. Ihre Nase war derart gerümpft, dass die Riffel zwischen ihren Augen noch deutlicher zur Geltung kamen. „Wir hätten zuhause sein können. Aber diese fehlgeleitete, bornierte Frau hat uns zu einem langen Tod hier draußen verurteilt. Janeway hat uns 70.000 Lichtjahre von der Heimat entfernt stranden lassen – aufgrund einer nicht nachvollziehbaren Entscheidung! Ich habe ihr *auch* in die Augen gesehen, und weißt Du, was ich da vorgefunden habe? Eine Frau, die ganz vernarrt ist in ihre heiligen Sternenflotten-Direktiven und blind für die Realität unserer Situation! Und *Du* wirfst Dich ihr in den Schoß und willigst ein, ihr Erster Offizier zu werden?!“

Voller Unverständnis und mit vor lauter Empörung entgleisenden Gesichtszügen starrte sie ihn an. „Was hat sie getan, dass sie Deine Loyalität verdient hätte? *Was*, Chakotay?! Sag es mir!“

„Ich *bin* ihr gegenüber nicht loyal!“, widersprach Chakotay energisch und fasste sein Gegenüber an den Schultern. „Sondern Euch gegenüber. Ich will, dass wir eine Zukunft haben. Das ist das Einzige, was mich umtreibt.“

Seska riss die Augen auf. „Wenn das so ist, warum verkaufst Du uns dann an die verfluchte Raumflotte? Hast Du Dich eigentlich mal gefragt, was zum Teufel Du da tust? Du machst Dich zu ihrem Bettvorleger und zwingst uns alle, der Sternenflotte beizutreten! Der *Sternenflotte*!“ Ihr Ausruf verhallte an den Wänden des nackten, schmucklosen Quartiers. „Die uns alle in der EMZ im Stich ließ und uns den Cardassianern zum Fraß auslieferte! Der Föderation, die beim täglichen Blick in den Spiegel ihre hehren Grundsätze heuchelt, aber wegsieht, wenn es darum geht, *Gerechtigkeit* walten zu lassen!“

Chakotay hielt einen Augenblick inne. Seska hatte sich in Rage geredet. Wenn er ehrlich war, konnte er ihr die Wut nicht mal verübeln. Sie hatte Recht. Die Föderation *hatte* moralisch fragwürdige Dinge getan, als sie die Siedler in der EMZ sich selbst überließ. Sein Vater, Kolopak, hatte als Folge dieser politischen Entscheidung

den Tod gefunden. Er hatte sich den Cardassianern in den Weg gestellt, die nach Trebus gekommen waren, um Terror zu verbreiten und die Kolonisten zu vertreiben. Chakotay war desertiert. Er hatte nicht vorgehabt, jemals wieder in den Dienst zurückzukehren.

„Niemand tritt der Sternenflotte bei.“, beschwichtigte er. „Die Sternenflotte *ist* nicht hier draußen. Nur dieses eine Schiff. Aber wir müssen dieser *Besatzung* beitreten, und die besteht in der großen Mehrheit nun mal aus Sternenflotten-Offizieren. Ob wir das wollen oder nicht.“ Beschwörend sah er Seska an. „Es war keine Frage der Wahl. Janeway war sehr deutlich. Sie erwartet, dass wir uns einfügen. Das ist die Bedingung, wenn wir hier an Bord die gleichen Rechte haben wollen. Wenn es nach mir ginge, hätte ich es auch anders gewollt. Aber danach hat leider niemand gefragt. Wir sind hier draußen. Unser Schiff haben wir nicht mehr. Wir kommen so schnell nicht mehr zurück. Also müssen wir jetzt zusehen, wie wir klarkommen.“

Seska ließ die Lider auf Halbmast sinken. Langsam sprach sie: „Du siehst aus wie er, aber das ist nicht der Chakotay, den ich kenne. Der Mann mit Prinzipien. Der brennt für das, woran er glaubt. Der Mann, der sich niemals kompromittieren lassen würde.“

Was sie sagte, war ihm unangenehm; es verletzte ihn. Weshalb heizte sie ihm so ein? Wollte sie nicht mal ver-

suchen, seine Beweggründe nachzuvollziehen? Warum war sie jetzt so stur und uneinsichtig?

„Wir hätten einfach das Weite suchen sollen, als die Kazon die *Voyager* angriffen. Wir hatten die *Liberty* – ein intaktes Schiff. *Unser* Schiff. Wir hätten *überall* hin fliegen können. Wir hätten sogar selbst versuchen können, die Phalanx zu benutzen, um in den Alpha-Quadranten zurückzukehren. Aber das kam für Dich alles nicht in Frage, nicht wahr, Chakotay? Du warst bereit, unser Schiff – unsere Fahrkarte in die Freiheit – aufzugeben."

Chakotay spürte Ärger in sich aufflammen. Dass sie seine schweren Herzens getroffene Entscheidung, die *Liberty* auf dem Höhepunkt der Schlacht um die Fürsorger-Phalanx auf Kollisionskurs zu programmieren, jetzt in Frage stellte, war nicht fair. „Hätte ich es nicht getan, wären beide Schiffe zerstört worden, das weißt Du genau.", entgegnete er gefasst. „Diese Debatte führe ich nicht."

„Tu nicht so scheinheilig.", forderte Seska ihn auf. „Die Wahrheit ist doch, dass Du Dich diesem Captain viel zu früh untergeordnet hast." Bittersüß setzte sie hinterher: „Chakotay, siehst Du denn nicht, was sie mit Dir macht? Sie manipuliert Dich. Sie appelliert an Dein Verantwortungsgefühl. Ich kenne Dich. Da warst Du schon immer verwundbar. Sie teilt Deine Vorstellungen von Ehre, von Richtig und Falsch kein Bisschen. Sie ist der Feind. Sie will

Dich bloß einspannen, um ihr Schiff am Laufen zu halten. Etwas anderes interessiert sie doch gar nicht."

Chakotay war anderer Meinung. „Das glaube ich nicht. Ich bin überzeugt, sie meint es aufrichtig. Die Entscheidung ist getroffen: Wir werden mit ihr kooperieren. Es wird eine Weile dauern, aber wenn wir uns klug anstellen und kompromissbereit sind, können wir *eine* Mannschaft sein."

Seska lachte ihm ins Gesicht. Es war ein Lachen der offenen Abscheu. Etwas Fremdes sprach daraus; eine Facette an ihr, die er trotz ihrer zuweilen schnippischen und aufbrausenden Art nicht kannte. „Ich denke doch, Du hast die Sache nicht durchdacht, mein Lieber. Glaubst Du denn ernsthaft, Janeways Offiziere würden von Dir bereitwillig Befehle entgegennehmen? In welchem Wolkenkuckucksheim lebst Du eigentlich?"

Allmählich erkannte Chakotay endgültig, dass er seine bajoranische Freundin nicht für seine Übereinkunft mit Janeway gewinnen konnte. Das tat ihm Leid, doch er würde es akzeptieren. In einem hatte Seska Recht: Er *fühlte* sich verantwortlich. Das bedeutete, er würde vorangehen und hoffen, dass ihm seine Leute folgten; dass sie erkannten, dass es die richtige Entscheidung war, sich der *Voyager* anzuschließen. „Es wird für alle ein harter Übergangsprozess sein. Heute um sechzehn Uhr wird es eine schiffsweite Ansprache geben. Ich werde meinen

Posten auf der Brücke einnehmen. So, und jetzt werde ich B'Elanna und den anderen Bescheid sagen…"

Wieder schüttelte Seska den Kopf. „Ich erkenne Dich fast nicht wieder.", brachte sie gequält hervor. „Du bist ja völlig von Sinnen. Was hat sie Dir eingeflößt, hm?"

„Ich versichere Dir: Ich bin bei klarem Verstand und betrachte die Dinge sehr nüchtern. Es ging mir nie besser."

Einen Moment verharrten sie, dann streckte Seska die Hand aus und streichelte seinen Nacken. Ihre Stimme wurde viel sanfter. „Chakotay, lass Dich doch nicht von ihr einlullen. Du bist an nichts gebunden. Nicht an irgendwelche Loyalitäten und schon gar nicht an die verfluchte Sternenflotte. Du bist ein Maquis. *Das* ist der Mann, der Du bist."

Die Berührung war ihm unangenehm. Sie erinnerte ihn an Zeiten, in denen er mehr Nähe zugelassen hatte, bis er schließlich erkannte, dass es – selbst beim Maquis – nicht gut war, eine Beziehung mit einer Frau unter seinem Kommando zu führen. Chakotay zog ihre Hand weg und verließ ihre Nähe.

Auf dem Weg zur Tür hörte er sie sagen: „Die beste Aussicht, die wir hier haben, ist direkt eingebuchtet zu werden, sobald wir zurückkommen."

„Ja, in 75 Jahren. Am Ende der Reise.“, erwiderte Chakotay bissig. Er war noch einmal stehen geblieben und wurde wieder ernst und entschlossen. „Ich verspreche Dir, wir *werden* nicht im Gefängnis sitzen.“

Er sah Seska vor dem Hintergrund des fremden Alls. Ihre ganze Körperhaltung kündigte Widerstand an. „Ich werde diese Uniform *niemals* anziehen.“, giftete sie.

Er fixierte sie. „Doch. Das wirst Du. Schon ab heute Nachmittag. Genau wie wir alle.“

Mit diesen Worten ging er.

Kapitel 27

„…Lieutenant Commander Frederick Bist, Lieutenant Commander Aaron Cavit, Lieutenant Moris diFalco, Fähnrich Akin Fahdii, Fähnrich Gromka, Fähnrich Ludwig Leffers, Lieutenant Maliva Stadi, Crewman Xarantes, Fähnrich V'Lana, Lieutenant Zakiri."

Die Liste derer, die verloren worden waren, endete schließlich. Tuvok hatte sie mit der erforderlichen andächtigen Ruhe verlesen, während der schiffsweite Kanal geöffnet war. Alle an Bord waren angewiesen worden, sich an ein geeignetes Fenster oder einen Bildschirm zu begeben, von wo aus sie die Prozedur mitverfolgen konnten.

Jetzt war es soweit. Kathryn Janeway gab dem Vulkanier ein stummes Zeichen, und er betätigte ein Schaltelement. Daraufhin erwachte die Torpedo-Abschusskammer zum Leben, als sie dicht hintereinander sieben Treibsätze ausschleuste. Das für Beisetzungen übliche Aufflackern von Lichtern blieb aus, da kein Antriebssystem existierte, welches verwendet werden konnte.

Weil sie keine Torpedogehäuse verschwenden durften, hatten sie ein paar behelfsmäßige, vakuumdicht verschließbare Kapseln verwendet, die schlicht und ergreifend ins freie All geschleudert wurden. Die Trägheit würde den Rest erledigen. In jedem der Gehäuse waren – um nicht zu viel Replikatorenergie zu verbrauchen – zwei Personen nebeneinander gelegt worden. Zwei Maquis, die unter Chakotays Kommando gestanden hatten, befanden sich ebenfalls darunter.

„Wir kamen von den Sternen, und wir kehren zu ihnen zurück. Von nun an bis in alle Ewigkeit. Wir übergeben hiermit unsere sterblichen Überreste dem Universum."

Janeway beendete die Ansprache, die einer jahrhundertealten Seefahrertradition entstammte. Sie verspürte einen dumpfen Schmerz, als sie die hintereinander gereihte Formation aus Särgen in die unbekannte Schwärze davongleiten sah. Diese Toten waren die Hypothek, mit der sie ihr erstes Kommando antrat. Ein Gefühl teilte ihr mit, es mochten nicht die letzten Mitglieder ihrer Besatzung sein, die sie aus der Torpedokammer hinausgleiten sah. Würde sie es verkraften? Blieb ihr denn eine Wahl?

Dieser Anblick, so wusste sie, würde ihr Ansporn sein, alles zu unternehmen, um die Leben an Bord der *Voyager* zu beschützen – komme, was wolle. Das war ihre vorrangige Aufgabe auf dem langen Weg, den sie nun antreten würden.

Die Schäden, die infolge des heftigen Schlagabtausches mit den Kazon auf der Brücke entstanden waren, hatten die Ingenieurteams unter der provisorischen Leitung von Joseph Carey inzwischen beseitigt. Fürs Erste reichten die Vorräte und Ersatzteile, aber das würde nicht auf Dauer so bleiben.

Janeway fragte sich, wo sie weiteres Versorgungsgut auftreiben sollten, wenn es in Zukunft noch mehr Zusammenstöße mit dieser wilden Spezies gab, die Neelix zufolge in eine Vielzahl von Stämmen zerfiel. Die nächste Raumbasis der Föderation war Zigtausende Lichtjahre entfernt.

Ihre Entscheidung – die Entscheidung, die Phalanx zu zerstören – war der Ausgangspunkt dieser vollkommen unsicheren Lage gewesen. Also konnte und durfte sie sich jetzt auch nicht entziehen. Sie musste diese Mannschaft beherzt führen und ihr die Zuversicht zu vermitteln, die sie brauchte, um die lange, beschwerliche Reise zu meistern, die vor ihr lag.

Eine Pause war entstanden, die Janeway absichtlich eingeplant hatte. Jetzt war es an der Zeit, nicht mehr zurück, sondern beherzt nach vorn zu blicken.

„Wir sind allein.“, fing sie an und ging ein paar Schritte auf dem Kommandodeck. „In einem unerforschten Teil der Galaxis.“ Sie schaute zu Neelix und Kes, die unweit von ihr standen und ihrer Ansprache aufmerksam zuhör-

ten, genau wie der Rest der versammelten Personen. „Wir haben schon neue Freunde gefunden, aber uns auch Feinde geschaffen. Wir haben keine Vorstellung von den Gefahren, denen wir begegnen werden.“

Ihr Blick ging diesmal zu Harry Kim und Rick Ayala an der OPS-Station. Die beiden Männer waren gestern heftig aneinandergeraten, doch jetzt schien es einen Waffenstillstand zu geben. „Aber eines ist klar: Beide Crews werden zusammenarbeiten müssen, wenn wir überleben wollen.“

Nun wandte sie sich zu Chakotay um. Ihn in der Uniform eines Kommandooffiziers zu sehen – so, als hätte er sie nie abgelegt –, war nach wie vor ein gewöhnungsbedürftiger Anblick, insbesondere für sie, die sie ursprünglich losgezogen war, um ihn in Gewahrsam zu nehmen.

Jetzt wurde er ihr neuer XO. Das war ein Risiko. Aber sie glaubte fest daran, dass sie diesem Mann vertrauen konnte. Sie musste es ganz einfach, sonst würde es eine kurze Reise werden. Und hieß es nicht, man sei gut beraten, diejenigen, die nicht die eigenen Freunde waren, eng bei sich zu halten und mit Verantwortung auszustatten?

B’Elanna Torres stand an der technischen Konsole und schien sich in ihrer schwarzgelben Uniform noch unwohler zu fühlen als Chakotay.

Janeway fuhr fort: „Deshalb sind Commander Chakotay und ich übereingekommen, dass wir *eine* Crew bilden. Eine Sternenflotten-Crew."

Sie schritt zum vorderen Teil der Brücke und fragte sich, ob ihre Hoffnungen in Erfüllung gehen würden. Ob aus so unterschiedlichen Leuten tatsächlich eine geschlossene Mannschaft werden konnte? War das eine naive Hoffnung?

Dann verdrängte sie diese Gedanken wieder und sagte: „Als das einzige Raumschiff der Sternenflotte, das im Delta-Quadranten unterwegs ist, folgen wir weiterhin unserer Direktive: neue Welten zu suchen und den Weltraum zu erforschen. Aber unser primäres Ziel ist klar. Selbst bei Maximalgeschwindigkeit würde es fünfundsiebzig Jahre dauern, die Föderation zu erreichen. Aber damit werde ich mich nicht abfinden. Wir werden nach Wurmlöchern Ausschau halten, nach Spalten im Raum und nach neuen Technologien, die uns weiterhelfen können. Irgendwo auf dieser Reise werden wir einen Weg zurück finden."

Sie blickte zum Hauptschirm. Das Projektionsfeld zeigte ihr fremde Sterne. „Mister Paris, setzen Sie einen Kurs…nachhause."

Der frisch gebackene Lieutenant machte seine Eingaben, und das Schiff jagte in den Überlichttransit. Mit Sicherheit, so wusste Janeway, stand ihnen eine lange

und harte Heimfahrt bevor. Aber sie zweifelte keine Minute daran, dass sie es schaffen würden, wenn Hoffnung, Entschlossenheit, Mut und Kameradschaft sie nicht im Stich ließen.

Teil 3:

Nach *Der Fürsorger*

Kapitel 28

2. Mai 2371

Janeway saß in ihrem Bereitschaftsraum und ging die Berichte aller dreizehn Abteilungsleiter durch. Dabei nippte sie immer wieder an der Tasse heißen, schwarzen Kaffees, die neben ihr stand. Von diesem Zeug würde sie in den nächsten Jahren aller Voraussicht nach regen Gebrauch machen. Janeway-Treibstoff.

Sie war zufrieden, wie die *Voyager* ihre erste große Krise seit der Strandung im Delta-Quadranten gemeistert hatte. Zudem hatte sie in den vergangenen Tagen alles daran gesetzt, Bedingungen zu schaffen, dass man die bevorstehende Reise gemeinsam bestmöglich bewältigen konnte. Sternenflotte *und* Maquis. Sie hoffte, dass ihre schiffsweit übertragene Ansprache einen Teil dazu beigetragen hatte.

Gleichwohl war sie sich darüber im Klaren, dass nicht alle aus der Crew ihre Entscheidungen teilten, zumindest

jetzt noch nicht. Es hatte bereits eine Menge Missmut, Frustration und sogar bei einigen Mannschaftsmitgliedern Wut gegeben, als sie binnen Minuten beschloss, die Fürsorger-Phalanx zu zerstören und damit das einzige bestehende Tor in die Heimat zuschlug. Doch nachdem sie Chakotay zum Nachfolger des verstorbenen Commander Cavit ernannt hatte, war spürbar gewesen, wie eine neue Welle der Empörung oder zumindest der Irritation hochschwappte. Nicht allen Leuten aus der Sternenflotten-Besatzung behagte es, plötzlich ausgerechnet jenem desertierten Rebellen zuarbeiten zu müssen, den man bis vor kurzem noch durch die Badlands gejagt hatte, in fester Absicht, ihn hinter ein Hochleistungskraftfeld zu sperren.

Für einen Captain, der bereits lange Jahre ein Schiff befehligte, mochten solche Grenzentscheidungen durch den großen Vorrat an aufgebautem Vertrauen kompensiert werden können. Bei Janeway jedoch lagen die Dinge anders. Die Suche nach dem Maquis-Raider *Liberty* war die allererste Mission der *Voyager* gewesen, ihre allererste Mission als Captain dieses Schiffes. Diese Crew und sie kannten einander nicht, das Vertrauen musste erst erarbeitet und verdient werden. Bedachte man, was sie dieser Besatzung in kurzer Zeit auferlegt hatte, konnte man dies nur als Hypothek bezeichnen – eine Hypothek, die *sie* eingegangen war. Trotzdem wollte sie fest daran glauben, dass sie die richtigen Entscheidungen getroffen hatte.

Janeway verharrte einen Augenblick, als ihr wieder jener Brief in den Sinn kam, den ihr Tuvok vor zwei Tagen in aller formalen Korrektheit geschrieben hatte. Es hatte sich um eine ‚Beschwerde des Zweiten Offiziers' gehandelt. Tuvok hatte formellen Protest gegen ihre Indienstnahme Chakotays als neuen XO eingelegt. Zwar hatte er deutlich gemacht, er werde jeden ihrer Beschlüsse mittragen und sie nach Kräften unterstützen, doch sei Chakotay aus seiner Sicht aufgrund seiner Verstöße gegen die Föderations- und Sternenflotten-Politik keine geeignete Wahl für den Posten ihres Stellvertreters. Janeway wusste, dass Tuvok ein Gefühl wie Missgunst fern lag. Bei einem anderen Zweiten Offizier hätte sie vielleicht gemutmaßt, er fühle sich schlicht übergangen, doch nicht bei Tuvok.

Der Brief hatte Janeway alles andere als kalt gelassen, zeigte er doch eines: Wenn selbst der vermeintlich kühle und rationale Vulkanier Tuvok Anstoß an ihrer Lenkung der Arche *Voyager* nahm, was sagte das dann über die Stimmung in der Besatzung insgesamt aus? Dass sie sich in eine Situation manövrierte, in der ihre Autorität und ihr moralischer Führungsanspruch nachhaltig Schaden nahmen?

Für sie war das ein Warnschuss vor den Bug. Sie wusste, dass sie in den kommenden Wochen und Monaten alles daran setzen musste, Vertrauen aufzubauen. Vertrauen, das die schwierigen Weichenstellungen rechtfer-

tigte, die sie vorgenommen hatte, um diesem Schiff bei seinem langen Weg in die Heimat eine Chance zu geben.

Kapitel 29

Die *Voyager* war erst seit wenigen Wochen im Delta-Quadranten, und Seska fand es mit jedem Tag unerträglicher. Sie fand es unerträglich, mitanzusehen, wie fünfundneunzig Prozent der Mannschaft bereitwillig einer Frau folgten, die durch ihre Inkompetenz und falschen Idealismus alle ins Verderben mitgerissen hatte. Sie fand es unerträglich, jeden Nebel zu erforschen, jeden Stern zu kartographieren und jedem dahergelaufenen Volk die Hand zu reichen, während man sich nach wie vor Fesseln anlegte, wenn es darum ging, die eigene Heimreise etwas zu beschleunigen und sich handfeste Vorteile zu verschaffen.

Weit unerträglicher war es für Seska jedoch, mitzuerleben, wie ihr der Einfluss auf Chakotay mehr und mehr entglitt, seit er sich von dieser Janeway hatte über den Tisch ziehen lassen. Seit er diese Uniform anhatte, erkannte sie ihn nicht wieder. War das noch der Mann, für den sie vor gar nicht langer Zeit Gefühle entwickelt hatte, jenseits aller Zweckmäßigkeit einer körperlichen Beziehung?

Glücklicherweise waren nicht alle Maquis Chakotays Entscheidung, sich der Sternenflotten-Crew anzuschließen, so vorbehaltlos gefolgt. Leute wie Jarvin, Dalby, Chell und einige weitere. Aber sie waren nur eine Handvoll. Das bedeutete, eine Meuterei bot aktuell keine realistischen Erfolgsaussichten. Seska musste vorerst still halten und auf einen besseren Moment warten.

Dieser Moment mochte heute Abend vielleicht noch nicht gekommen sein, aber er näherte sich spürbar. Sie saß in ihrem spärlich erhellten Quartier vor dem Tisch-Terminal. Mithilfe ihrer neuen Autorisationscodes als Technikerin (es war ein kluger Zug gewesen, zu B'Elanna in den Maschinenraum zu wechseln) sowie ihrer Kenntnisse in Datenbankmanipulation war sie tief in den Hauptcomputer der *Voyager* vorgedrungen.

Neugier hatte sie getrieben, eigentlich nichts Bestimmtes. Sie wollte so viel wie möglich über das Schiff erfahren, auf dem sie nun festsaß. Kenne Deine Umgebung, mach sie Dir zu Eigen – das waren die ersten Pflichten einer Agentin des Ordens.

Was sie aber dort in einem dunklen Winkel des Systems vorfand, hätte sie nicht für möglich gehalten. Es war ganz eindeutig ein cardassianisches Programm. Klein, unscheinbar, fast zu übersehen, perfekt getarnt. So intelligent, dass es seine Maskerade, als harmloser Algorithmus daherzukommen, ständig erneuerte und

variierte. Das Programm war extrem fortschrittlich. Definitiv eine Erfindung des Obsidiankommandos.

Seska blieb nicht beim Verblüffen stehen, das war nicht ihre Art. Ihre Kombinationsgabe kam ihr rasch entgegen, als sie Nachforschungen anstellte.

Evek., leuchtete ihr sehr schnell ein. *Evek muss es eingeschleust haben. Laut Janeways Logbuch gab es ein kurzes Treffen mit der* Vetar*, bevor die* Voyager *in die Badlands flog. Evek kam sogar an Bord.* Über die Gründe für das Treffen gab es jedoch keine Informationen.

Seska vermutete, das Programm war gemacht worden, um verschiedenen Zwecken zu dienen. Daten zu sammeln über das Schiff, das war offenkundig. Immerhin war die *Voyager* ein echter technologischer Quantensprung; sie war noch nicht einmal formell klassifiziert. Ein Hochgeschwindigkeitsraumer mit bioneuralen Systemen, der in der Lage war, in Plasmastürmen wie den Badlands zu navigieren, weckte beim Zentralkommando und Obsidianischen Orden akutes Interesse, Begehrlichkeiten und vermutlich auch Paranoia.

Das Programm sendete auf einer speziellen Trägerwelle ein unterschwelliges Signal – so ähnlich wie ihr eigener Transmitter auf Chakotays Schiff, nur weit komplexer. So waren Datenübertragungen in begrenztem Umfang möglich. Zugleich konnte sich auf diese Weise auch die Position der *Voyager* nachvollziehen lassen. Wäre sie

im Alpha-Quadranten geblieben, hätte man sie in einem gewissen Radius beschatten können.

Seska wettete, es war noch zu mehr in der Lage. Eingriff in Systeme, Beeinflussung der Schiffsfunktionen… Dieses Programm war ein trojanisches Pferd. So mutete es an. Ein Tool jedenfalls, mit dem man einiges erreichen konnte, wenn man in der Lage war, mit ihm umzugehen.

Seska spekulierte, wie Eveks Plan ausgesehen haben mochte. Sie wusste, dass er Chakotay unbedingt in die Finger hatte kriegen und vor einem cardassianischen Gericht verurteilen wollen – als eine Art Exempel für die gesamte EMZ-Rebellion. Offenbar hatte sein Elan in dieser Sache auch nicht nachgelassen, nachdem er die Verfolgungsjagd in den Badlands verlor. Ganz im Gegenteil.

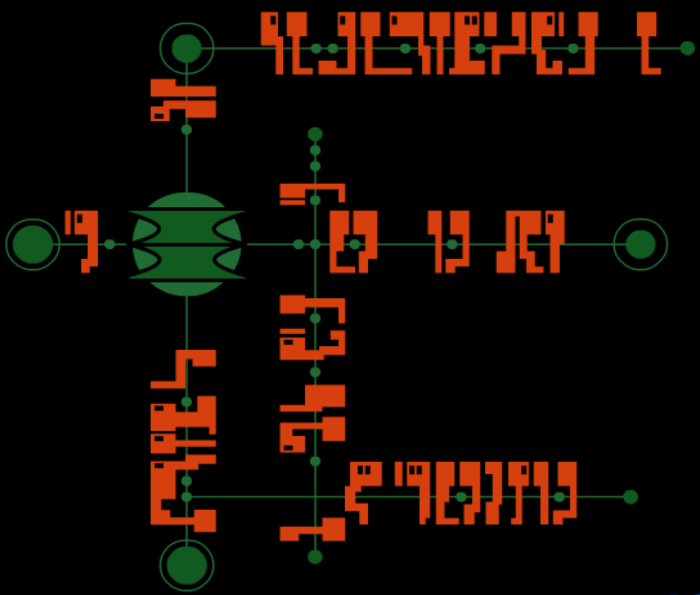
Wer weiß, vielleicht wollte er auf einen günstigen Moment warten, bis die Voyager *die* Liberty *inmitten der Badlands gefunden hatte. Und dann kommt es am Rand der Plasmastürme plötzlich zu einem tragischen Systemversagen, das in aller Heimlichkeit von diesem Schmuckstück hier ausgelöst wird. Lissepianische Piraten rücken, wie es der Zufall will, aus dem Hinterhalt an und entführen die Maquis von Bord. Sie werden nach Cardassia Prime gebracht. Die Unterstützung des Ordens hatte er sicher, als er erwähnte, um welches Schiff es sich bei der* Voyager *handelt.*

Da wusste Seska ganz genau, was sie zu tun hatte: Sie musste so viel wie möglich über dieses Programm in Erfahrung bringen. Sie musste lernen, sich seiner zu bemächtigen. Mit ihren Autorisierungssequenzen als Ordensagentin ließ sich das Ding vielleicht knacken und seine Steuerung übernehmen.

Wenn sie es klug anstellte, konnte sie mit der Hilfe dieses kleinen Infiltranten künftig in allerhand Systeme vordringen, die auf hoher Autorisationsebene gesichert waren. Und niemand würde bemerken, dass sie sich dort herumgetrieben hatte. Nicht mal der arrogante Vulkanier. War diese Aussicht nicht einige Mühen wert?

Ein Gefühl der Macht überkam Seska. Mit einem Schakalslächeln auf den Lippen dachte sie: *Sieh einer an. Da ist man nur ein versprengter, unfreiwilliger Crewman in den Weiten des Delta-Quadranten, und doch bieten sich einem hier ungeahnte Möglichkeiten, Einfluss auf die Dinge zu nehmen.*

Es war alles nur eine Frage der Geduld sowie der eigenen Kreativität. In diesem Augenblick wusste Seska, dass die Zeit für sie war. Ihre Zeit, den Kurs des Raumschiffs *Voyager* maßgeblich zu verändern, würde kommen. Bald schon.



Kapitel 30

10. Mai 2371

„Commander?“

Chakotay hatte gerade sein Quartier verlassen und befand sich auf dem Weg zur Brücke, als er Tuvoks Stimme in seinem Rücken hörte.

Wieder dieser Kerl., seufzte er in sich hinein. *Ob das ein guter Tag werden kann?* Seit seiner Ernennung zum Ersten Offizier der *Voyager* ließ er ihn einfach nicht mehr in Frieden. Dabei wünschte Chakotay sich kaum etwas sehnlicher als diesen vulkanischen Oberinspektor für eine Weile los zu sein.

Er hatte bis vor wenigen Jahren ein eigenes Kommando in der Sternenflotte gehabt. Also brauchte er gewiss niemanden, der ihm sagte, was er zu tun oder zu lassen hatte, doch genau solche Ratschläge waren es, die Tuvok allenthalben zum Besten gab. Vor allem jedoch schien es

ihm darum zu gehen, seinen nun formal vorgesetzten Offizier genauestens im Auge zu behalten.

Chakotay hatte sein Schritttempo nicht verlangsamt – wieso auch? –, aber der Vulkanier schloss zu ihm auf, bis sie schließlich nebeneinander gingen. Wie immer war seiner stoischen, kontrollierten Fassade nicht das Geringste anzumerken. Doch in den vergangenen Tagen glaubte Chakotay eine subtile Veränderung in Tuvoks Verhalten bemerkt zu haben. Er suchte ihn ständig auf, gab Empfehlungen ab und zitierte das Protokoll. Diese Art Aufdringlichkeit war nicht normal für ihn, der er Wert darauf legte, nur das Nötigste von sich zu geben und sich ansonsten mit Kommentaren zurückhielt.

Nach außen rechtfertigte Tuvok sein fast schon penetrantes Verhalten damit, dass er Chakotay bei der Einführung in seine neue Position helfen wolle, doch je mehr er sich hinter dieser Argumentation verbarrikadierte, desto deutlicher trat sie als Ausflucht zum Vorschein. Nein, Chakotay wusste es besser: Die Wahrheit lautete, dass Tuvok sich in den Tiefen seines disziplinierten vulkanischen Egos übergangen fühlte, dass Janeway nicht ihn zu Commander Cavits Nachfolger ernannt hatte.

Ganz gewiss hatte er nichts unversucht gelassen, um den Captain von ihrer Entscheidung abzubringen – er hatte auch eine offizielle Protestnote verfasst –, aber die Übereinkunft, die sie mit Chakotay geschlossen hatte,

war einfach zu bedeutsam, als dass sie sie wieder in den Wind hätte schlagen können.

Es ging darum, dass Maquis und Sternenflotte auf diesem Schiff zusammenfinden konnten, und Tuvok wäre in dieser Hinsicht ganz bestimmt das falsche Signal gewesen. Bei Chakotays erstem Aufenthalt an Bord der *Voyager* hatte der Vulkanier seine wahre Identität als Spion und Janeways Sicherheitschef preisgegeben. Chakotay hatte er mit dieser Eröffnung derart kalt erwischt, dass er kaum eine angemessene Reaktion darauf fand. Zweifellos hätte jeder Maquis es als Affront begriffen, wäre der Verräter Tuvok zum zweiten Mann an Bord gemacht worden. Dennoch würden die Dinge schwierig bleiben, denn Tuvok tat zurzeit alles, um die Kommandospitze in seinem Sinne zu beeinflussen.

Seit dem Abflug aus dem Ocampa-System und der Vereinbarung mit Janeway hatte Chakotay akzeptiert, dass er mit ihm auf lange Zeit würde zusammenarbeiten müssen, doch Freunde würden sie nie werden. Dafür stand schlicht und ergreifend zu viel zwischen ihnen.

„Was gibt es, Tuvok?“, fragte er und war bemüht, es nicht allzu gereizt klingen zu lassen.

„Das Team von Lieutenant Carey befindet sich im Verzug mit den Reparaturarbeiten am lateralen Sensorgitter.“, ließ sich der Sicherheitschef vernehmen.

Chakotay vermied es weiterhin, seinen Begleiter anzusehen. „Das ist aber schade für den Lieutenant. Was kann ich daran ändern?“ Er ahnte bereits, dass Tuvok ihn gleich belehren würde.

„Während der Versetzung der *Voyager* sind überdurchschnittlich viele Crewmitglieder in der technischen Sektion ums Leben gekommen. Das heißt, wir sind in diesem Bereich derzeit stark unterbesetzt.“

Hält er mich für einen Vollidioten? Chakotay verbat sich jegliche Entgleisung und entgegnete stattdessen: „Ich bin darüber informiert.“

„Wir würden die anstehenden Wartungsprozeduren erheblich schneller bewältigen können, wenn sich mehr Personen aus Ihrer ehemaligen Besatzung in die Abläufe an Bord einfügen und den von ihnen zu erwartenden Beitrag leisten würden.“

Nun hatte Tuvok ihn soweit – Chakotay hielt inne und wandte sich mit grimmiger Miene zu ihm um. „Hätten Sie die Güte, würden von Ihrem vulkanischen Ross heruntersteigen und etwas konkreter werden?“

Eine Braue huschte andeutungsweise in die Höhe, während Tuvok die Hände hinter dem Rücken verschränkte. Es war in der Regel eines seiner ‚Manöver‘, bevor er die Bombe hochgehen ließ. „Nun, wenn ich richtig liege, ist bislang erst etwas mehr als die Hälfte der

ehemaligen Maquis den erbetenen Aufgabenzuteilungen nachgekommen. Insbesondere jene Individuen, die für die technische Sektion angefordert wurden, haben sich noch nicht auf ihren Posten gemeldet, unter ihnen beispielsweise Miss Torres."

Chakotay ächzte leise. „Was Sie so schön ‚Aufgabenzuteilung' nennen, sind undankbare Hilfstätigkeiten, mehr nicht."

Tuvoks Pokerface war perfekt. „Jede Tätigkeit zur Instandhaltung und Instandsetzung der *Voyager* ist bedeutend und sollte in ihrem Wert für das Gesamtgefüge nicht unterschätzt werden."

Ein abschätziges Lächeln formte sich in Chakotays Gesicht. „Wieder eine dieser herrlichen Umschreibungen, wie ich Sie inzwischen von Ihnen gewohnt bin." Er trat näher an den Vulkanier heran und wurde nicht müde, seine Forderung zu wiederholen. „Meine Leute sind doch nicht blöd. Sie wissen, wann sie nur als Lückenbüßer herhalten dürfen und wann ihnen eine *ernsthafte* Rolle zugedacht wird. Geben wir ihnen mehr Verantwortung, und ich prophezeie Ihnen, ihre Bereitschaft, sich zu integrieren, wird sprunghaft ansteigen. Darauf weise ich schon seit Tagen hin."

Chakotay unterschlug seinen Frust darüber, dass der Zugang zu besonders sensiblen Bereichen des Schiffes

für fast alle Maquis tabu war, es sei denn, sie befanden sich in Begleitung eines Sternenflotten-Offiziers.

Der Ausdruck des Sicherheitschefs verriet Skepsis. „Ich habe mit Captain Janeway gesprochen.“

„So? Was sagt sie denn?“ Chakotay verschränkte demonstrativ die Arme vor der Brust.

„Es ist nicht ihre Absicht, die Entscheidung zu überstürzen, welche dauerhaften Positionen für die ehemaligen Maquis in Frage kommen. Sie sollten sich ein wenig in Geduld üben, Commander.“

Chakotay spürte, wie Zorn in ihm aufflammte. „Sind Sie sicher, dass dieser Ratschlag von Captain Janeway stammt, oder ist er nicht vielmehr auf *Ihrem* Mist gewachsen?“

Du verdammter grünblütiger Einflüsterer. Wie soll ich hier meine Rolle einnehmen, wenn Du ständig mit Mauscheleien zugange bist? Er hatte erfahren, wie eng die Beziehung zwischen Janeway und Tuvok war. Das würde seine Aufgabe nicht einfacher machen. Er hatte sicher keine Lust, Janeways Alibi-Maquis-Offizier zu werden, ohne dass er tatsächlich angemessen bei der Schiffsführung beteiligt wurde.

Spätestens jetzt wölbte Tuvok seine Braue, wie Chakotay es allzu gut von ihm kannte. „Sie unterstellen mir, ich

würde mich in die Personalpolitik des Captains einmischen?“

Es hatte keinen Sinn, über etwas zu streiten, dass der Vulkanier niemals zugegeben hätte. „Kommen Sie, Tuvok. Wir wissen beide, dass eine Menge zwischen uns steht. Und die Art, wie Sie Captain Janeway belagern, um ihr mit Rat und Tat beiseite zu stehen, macht es mir kaum möglich, meine Anliegen durchzubringen.“ Seine Stimme hatte einen zynischen, übermelodischen Klang angenommen.

„Es wäre mir neu, dass der Captain von mir ‚belagert‘ wird.“, gab Tuvok eisern zurück. „Captain Janeway ist allerdings der Auffassung, dass es erst einer gewissen Akklimatisierung bedürfe, bevor das Gros der Maquis reguläre Abteilungsposten besetzen kann.“

Chakotay biss die Zähne zusammen und malmte mit dem Kiefer. „Es wären verdammt noch mal genug frei. Würde es Ihrer viel gepriesenen Schiffseffektivität nicht gut tun, diese vakanten Positionen so schnell wie möglich zu besetzen? Wäre das nicht *logisch*?“, setzte er mit aufgerissenen Augen hinterher.

„Manchmal sollte ein geordnetes Verfahren der Effektivität vorgezogen werden.“

Chakotay verhielt sich, dem Anderen einen Kinnhaken zu verpassen. „Und wieder eine vulkanische Bilderbuch-

antwort. So kommen wir nicht weiter.“ Er wandte sich zum Gehen, denn einmal mehr hatte er genug. Dieses Spitzohr stand ihm bis oben hin!

Wie kaum anders zu erwarten stand, ertönte hinter ihm Tuvoks mahnende Stimme. „Commander, ich rate dazu, dass Sie Ihren Einfluss als einstiger Anführer geltend machen. Je schneller wir auf die Unterstützung Ihrer Leute bauen können, desto besser ist dies für uns alle.“

Ein letztes Mal drehte sich Chakotay zu Tuvok um und bot ihm die Stirn. „Ich kenne meine Pflichten.“, sagte er barsch. „Tun Sie die Ihren und verschonen mich mit Ihren Predigten. Wir sehen uns nachher.“

Als Chakotay um eine Korridorgabelung bog, machte Tuvok keine Anstalten mehr, ihm zu folgen.

Kapitel 31

13. Mai 2371

Chakotay hatte die Brücke etwas früher als nach Schichtplan verlassen. Während er den Quartiertrakt auf einem der oberen Decks durchquerte, kam er nicht umhin, über die missliche Lage nachzudenken, in der er sich befand, seit er beschloss, Janeway die Hand zu reichen. Natürlich hatte er damals geahnt, dass ihm nicht alle Mitglieder seiner achtunddreißigköpfigen Crew bereitwillig folgen würden. Dafür musste er Verständnis aufbringen, Geduld haben. Es war ja auch keine gerade einfache Situation.

Seine Mannschaft setzte sich aus sehr verschiedenen Charakteren zusammen. Idealistisch veranlagte Freiheitskämpfer so wie er, Abenteuerlustige, Leute, die ihr Fähnchen schlicht nach dem Wind richteten, gescheiterte Existenzen, die einen Neuanfang beim Maquis suchten, Verbitterte und Rachsüchtige, sogar psychisch In-

stabile, auf deren besondere Talente dennoch nicht verzichtet werden konnte.

Doch in den letzten Tagen schien der Widerstand mancher aus der alten *Liberty*-Besatzung gegen seinen Entschluss sogar heftiger zu werden anstatt sich abzuschwächen. An Personen wie Jackson oder Smithee kam er kaum noch heran. Auch Jarvin und Dalby spien ausgesprochen scharf gegen die von ihm vorgenommenen Weichenstellungen, fühlten sich gar betrogen. Diese Mitglieder seines alten Teams schienen derart entrüstet und unversöhnlich über den Schulterschluss mit dem Sternenflotten-Captain sowie die gemeinsam verfügte Verschmelzung zu einer Gesamt-Sternenflotten-Crew, dass jede Mühe, sie umzustimmen, vorerst vergebens anmutete.

Fünf Personen hatten ihn einen Verräter und Eidbrecher geschimpft, sieben hatten sich in ihren Quartieren mehr oder weniger verbarrikadiert und fünfzehn verzichteten bislang darauf, sich in die Abläufe an Bord einzufügen. So konnte und durfte es nicht weitergehen.

Chakotay war sich darüber im Klaren, dass sein Einfluss auf Teile seiner ehemaligen Crew zurzeit dürftig war – dürftiger als Tuvok sich das vielleicht vorstellte. Also gedachte er die Akzeptanz der neuen Ausgangslage dadurch zu erhöhen, dass möglichst alle Maquis möglichst schnell zwei Dinge erhielten: einen festen Arbeits-

platz mit Befugnissen und Rechten sowie uneingeschränkten Zugang zu allen Bereichen des Schiffes. Genau hieran haperte es allerdings. Er war nicht Herr des Geschehens, also konnte er nur weiter damit fortfahren, Janeway vom Sinn einer raschen Integration zu überzeugen, Tuvok in die Schranken zu verweisen und seinen eigenen Leuten so gut es ging zuzureden.

Bei einigen von ihnen glaubte Chakotay, durch eine Mischung aus Überzeugungskraft und Druck etwas bewegen zu können. Priorität hatten dabei Jene, die besonders gebraucht wurden.

Chakotay betrat das Quartier, nachdem er den Türmelder betätigt hatte.

„Chakotay…“ Die Doppeltür schloss sich in seinem Rücken, während er beobachtete, wie B’Elanna Torres ihm aus dem Innern des Zimmers entgegen spazierte. Sie trug ein schlichtes Unterhemd, das ihre muskulösen Arme erkennen ließ. „Warum will ich mich einfach nicht daran gewöhnen, Sie in diesem Designer-Schlafanzug zu sehen? Vermissen Sie Ihre Lederhosen nicht?“

„Bequemer waren sie.“, räumte er ein.

B’Elanna nickte zustimmend. „Und irgendwie haben Sie auch mehr Autorität ausgestrahlt. Jetzt sehen Sie mehr aus wie ein dressierter Lakai.“

Seine Mundwinkel sanken. „Hat Seska Ihnen das gesagt?“

„Wieso?“

„Weil sie zurzeit keine Gelegenheit auslässt, Gift zu sprühen, seit ich ihr gesagt habe, dass wir uns der Besatzung der *Voyager* anschließen.“

B’Elanna verschränkte die Arme vor der Brust. „Sagen wir so: Ich habe weit mehr Sympathie für Seskas Standpunkt übrig als dafür, Sie in dieser grässlichen Uniform zu sehen.“

„Sie haben Ihre offenbar vergessen anzuziehen.“, bemerkte Chakotay mit Verweis auf ihre dürftige Oberbekleidung. Ihm war aufgefallen, dass das Uniformhemd zusammengeknüllt auf der Couch lag. „So wie Sie auch vergessen zu haben scheinen, dass Sie im Dienst sind.“

„Ach, wirklich?“, fragte sie herausfordernd.

„Wirklich.“, meinte Chakotay. „Wenn mich nicht alles täuscht, sind Sie zum wiederholten Mal im Maschinenraum angefordert worden. Warum haben Sie sich nicht gemeldet?“

B’Elanna lachte falsch und verdrehte die Augen. „Wieso sollte ich? Nennen Sie mir nur einen guten Grund.“

„Weil es Ihre Pflicht ist.“, schlug Chakotay vor. „Und Ihre Verantwortung.“

Entschieden schüttelte sie den Kopf. „Hey, kommen Sie mir nicht mit Pflicht und Verantwortung, Chakotay.“ Ihre Stimme wurde energischer, geladener. „Ich bin nicht hier, weil ich es wollte, und ich bin schon *gar* nicht da, um die Drecksarbeit für irgendwelche holzköpfigen Sternenflotten-Offiziere zu machen.“

„Es *ist* keine Drecksarbeit.“, widersprach Chakotay. „Sie werden gebraucht.“

„Ja, natürlich…“

Er machte einen Satz nach vorn, um ihr ins Gesicht zu sehen. Er zog so etwas vor, um sein Gegenüber von der Reinheit seiner Absichten zu überzeugen. „Ich weiß genau, was Sie drauf haben, B’Elanna. Die werden noch Augen machen.“

Der Versuch, sie zu motivieren, schlug offensichtlich fehl – B’Elanna winkte ab. „Lassen Sie mal. Die können lange darauf warten.“

„Muss ich Sie in den Maschinenraum *schleifen*?“

„Vielleicht. Sie können ja unseren *guten, guten* Freund Tuvok fragen, ob er Ihnen ein paar seiner Sicherheitsleu-

te zur Seite stellt. Mit dem müssten Sie jetzt ziemlich eng verbandelt sein.“

Er war bemüht, sich den stichelnden Kommentar nicht anmerken zu lassen. „Etwa so sehr, dass ich ihm bei der nächsten seiner spitzfindigen Bemerkungen die Ohren abschleifen könnte.“

B’Elannas kurzes Lachen war aufrichtig. Aber es konnte nicht darüber hinwegtäuschen, dass sie ihn mit Enttäuschung ansah. „Ich hätte nie gedacht, dass ich das mal sagen würde, aber Ihr Ruf hat in den letzten Wochen ganz schön gelitten, Chakotay. Sie haben eine Menge unserer Leute vor den Kopf gestoßen. War es das wirklich wert?“

Chakotay ergriff ihren Arm. „Hören Sie doch auf damit! Glauben Sie etwa, mir wäre dieser Schritt *leicht* gefallen? Ich hätte es wesentlich bequemer gehabt, wenn ich mich kompromisslos und stur angestellt hätte. Vielleicht hätte ich auch gleich versuchen sollen, eine hirnlose Meuterei anzuzetteln und das Schiff zu erobern. Wie wären die Dinge wohl gelaufen? Lassen Sie mich überlegen: Wir wären alle miteinander in die Brig gesteckt worden und hätten für den Rest der Reise die grauen Wände des Arrestbereichs anstarren können. Oder für den ganz unwahrscheinlichen Fall hätten wir ein Schiff in unserer Gewalt, das achtunddreißig Personen niemals allein betreiben können. Ende der Geschichte.“ Er ließ sie wieder

los und durchquerte das Wohnzimmer auf halber Strecke. Dabei gestikulierte er. „Stattdessen habe ich mich für den *schwierigen* Weg entschieden. Dieser Weg bedeutet, mit den Leuten, die losgeschickt wurden, um uns einzufangen, zusammenzuarbeiten. Das bedeutet, ständig im Spagat zu sein zwischen den Interessen der Sternenflotten-Crew und den Leuten von der *Liberty*. Und *warum* all das? Weil ich aufrichtig versucht habe, uns allen einen neuen Anfang zu ermöglichen. Die bestmöglichen Voraussetzungen, hier draußen zu überleben. Indem ich Kompromisse schloss. Anders geht es nicht. Und wie wird es mir gedankt? Durch Verweigerung und Illoyalität."

Chakotay zeigte auf B'Elanna. „Sie sind weißgott nicht die Einzige, die hier die Füße hochlegt, während andere darum kämpfen, die Schäden auf diesem Schiff zu beseitigen. Daran musste mich Tuvok erst erinnern."

B'Elanna strebte ihm mit gebleckten Zähnen entgegen. „Und Sie haben versprochen, mal nach dem Rechten zu sehen und etwas Dampf im Kessel zu machen. So wie ein Erster Offizier von der Sternenflotte es tut.", warf sie ihm vor. „Also, ich bin wahrhaft kein Experte für diplomatisch korrektes Handeln, aber womöglich haben Sie ja ein paar ‚Kompromisse' zu *viel* gemacht."

„Was meinen Sie damit?"

B'Elanna pustete sich eine widerspenstige Strähne aus dem Gesicht. „Sie haben doch zugehört, was ich Janeway damals auf der Brücke sagte, nachdem sie die Phalanx in die Luft gejagt hatte. Ich stehe zu meinem Wort."

„Ihre Sturheit lässt mich vergessen, dass das klingonische Blut in Ihren Adern verdünnt ist."

Sie schmälte den Blick. „Glauben Sie mir, so dünn ist es gar nicht mehr. Fakt ist: Diese Frau hat uns unserer einzigen Möglichkeit, zurück nachhause zu kommen, beraubt. Sie hat niemanden von uns gefragt, sondern es sich einfach herausgenommen, ihre Entscheidung in unser aller Namen zu treffen. Sie standen daneben und haben es goutiert."

„Es war ja auch die *richtige* Entscheidung.", wehrte sich Chakotay.

„Sehen Sie?", bedeutete B'Elanna. „Da fängt es schon an. Viele können nicht begreifen, warum Sie sich diesem Entschluss gebeugt haben. Warum Sie unseren Kampf – das Einzige, was in den letzten Jahren für uns gezählt hat – einfach so aufgegeben haben. Ich glaube, Ihre alten Sternenflotten-Gene kommen hoch. Ob mir das gefallen will? Ich glaube eher nicht…"

Er konnte das nicht so stehen lassen. „Wer sagt eigentlich, dass Maquis keine moralischen Entscheidungen

treffen dürfen? Wir sind doch keine Freischärler! Wir haben Prinzipien, und zu denen müssen wir stehen!“

„Darum geht es nicht, Chakotay.“

„Doch, genau darum geht es!“, bekräftigte er.

B’Elannas Kopf war röter geworden. „Sie haben mich vorhin an Pflicht und Verantwortung erinnert. *Wir* haben eine Pflicht und eine Verantwortung – für all Jene, die wir jetzt in der EMZ zurückgelassen haben.“

„Ich weiß. Und das bedaure ich jeden Tag, jede Stunde. Aber es war unmöglich, das Überleben eines ganzen Volkes einzutauschen gegen die Aussicht, dass wir unseren Kampf weiterkämpfen. Wenn wir das getan hätten, wären wir nicht besser als diejenigen, die die Kolonien damals den Cardassianern überließen, weil sie eine bequeme Lösung vorzogen. Könnten Sie so noch in den Spiegel sehen? Ich nicht. Ich *konnte* nicht anders als Janeways Vorgehen zu unterstützen.“

„In einem Punkt hat Seska ganz bestimmt Recht…“, murrte B’Elanna. „Janeway hat uns keinen Grund gegeben, ihr zu vertrauen. Sie könnte jederzeit mit uns tun, was ihr beliebt.“

„Darf ich Ihnen eine ganz einfache Frage stellen? Wenn Sie versuchen, dieses Quartier zu verlassen: Wird Sie irgendwer daran hindern? Nein. Sind hier irgendwo Si-

cherheitsleute, die Ihnen auf Schritt und Tritt folgen? Nein. Wir sind hier frei, und das ist eine direkte Folge der Übereinkunft, die ich mit Janeway schloss."

In B'Elannas Augen blitzte es herausfordernd. „Vielleicht säßen einige von uns lieber hinter einem Kraftfeld als an die Sternenflotte verkauft worden zu sein."

„Das ist der größte Mist, der mir je zu Ohren gekommen ist. Es *ist* niemand verkauft worden." Chakotay genehmigte sich eine kurze Pause. „Aber wenn Ihnen unsere Lage nicht gefällt, können Sie gerne in Ihrem Quartier bleiben und warten, bis diesem Schiff der Treibstoff ausgeht – oder besser noch, bis es mangels Wartung vorher liegenbleibt. Das wird jedoch an der prekären Realität unserer Lage nichts ändern. Und soll ich Ihnen 'was sagen? *Wenn* wir irgendwann ohne Energie im Raum driften, wird nicht die Sternenflotte daran schuld sein, sondern *wir*. Weil wir nicht in der Lage waren, über unseren falschen Stolz zu springen und zu kooperieren."

Erneut trat er dicht an sie heran. „So, und jetzt möchte ich, dass Sie in den Maschinenraum gehen und Lieutenant Carey helfen. Ich bin überzeugt, er wird Ihr Können zu schätzen wissen."

B'Elanna schluckte schwer. „Ist das ein Befehl…*Sir*?"

Sie hatte ihn noch nie mit ‚Sir' angesprochen. Chakotay konnte nicht leugnen, dass das befremdlich war. „Nein,

es ist eine Bitte. An eine gute Freundin, die mir nach wie vor sehr am Herzen liegt. Ich möchte, dass sie mich versteht.“

Einen Moment schwieg B’Elanna. Dann schien sich die schwarze Gewitterwolke über ihrem Kopf zu verflüchtigen. „Also schön.“, meinte sie. „Dann will ich mir diesen Carey mal ansehen.“

„Schlagen Sie ihm nicht sofort den Schädel ein.“

B’Elanna lächelte, während sie zum Sofa zurückkehrte und sich von dort das Uniformhemd griff. „Wir werden sehen. Hoffen Sie nicht auf eine gute Zusammenarbeit. Nicht auf diesem Schiff.“

Ausblick

Das Verhältnis beider Besatzungen sollte nicht schlagartig besser werden. Doch langsam wuchs die Einsicht, dass das, was Captain Janeway in ihrer Ansprache gesagt hatte, zutraf: Nur zusammen konnte man den Gefahren des Delta-Quadranten trotzen und hatte eine echte Chance, zwischen fremden Sternen zu überleben. Ein erster Prüfstein auf diesem Weg war Mitte Mai 2371 ein erneuter Angriff des Kazon-Ogla-Anführers Jabin aus dem Hinterhalt einer Nebelformation. Beide Crews mussten zusammenarbeiten, um diese Krise zu meistern und die *Voyager* in Sicherheit zu bringen.

Infolge anhaltender Gespräche mit Chakotay ging Janeway dazu über, eine Reihe von Maquis auf verantwortungsvollere Positionen zu setzen, auch wenn dies ihrem neuen Ersten Offizier nicht schnell genug ging. Bis Mitte Juni waren so viele der einstigen Besatzungsmitglieder in die Abläufe des Schiffes integriert und hatten feste Zuständigkeitsbereiche. Der Widerstand, sich einzufügen, ging zurück.

Gleichwohl war es noch ein langer Weg, bis die *Voyager* nur noch eine Besatzung kennen würde. Es würde Rückschläge und sogar Verrat geben. Doch je länger die Reise andauerte, desto mehr schoben sich die gemeinsamen Erfahrungen in den Vordergrund. Ein Gefühl der Kameradschaft entstand – so wie auch ein Verständnis für die Haltung und Entscheidungen des Captains an der Spitze.

Am 10. Juni 2371 würde das Schiff auf eine Typ-4-Quantensignularität treffen.

Epilog

<< Ich denke noch heute an den Fürsorger zurück. Dieses hoch entwickelte, aber alte und sterbende Wesen, das schließlich erkennen musste, dass es seine ‚Kinder' loslassen musste. Dass es trotz des salomonischen Alters, welches es erreichte, und trotz seiner außergewöhnlichen Fähigkeiten ganz einfach zu akzeptieren hatte, dass alles einmal endet und Veränderung, Wachstum und Evolution vielleicht schmerzhaft, aber notwendig sind.

Der Fürsorger hatte seine selbst übernommene Aufgabe voller Hingabe und Pflichtbewusstsein erfüllt. Nun war es an den Ocampa, ihren Weg selbst zu beschreiten. Ich hatte sie kennengelernt und noch weit mehr über sie gehört; ich zweifelte keine Sekunde daran, dass sie dazu bereit waren. Die Ocampa hatten sich, selbst nachdem der Fürsorger sie unterhalb der Oberfläche ihres Planeten eingeschlossen hatte, kontinuierlich verändert, weiterentwickelt. Trotz ihrer kurzen Lebenserwartung von lediglich neun bis zehn Jahren führten sie ein

erfülltes Leben. Sie waren von Natur aus Telepathen mit hohem Potenzial. Sie verfügten über eine reiche Kultur, über eine Religion. Sie waren eine ganz eigene, ja einzigartige Spezies. Doch gewissermaßen an ihrer Türschwelle lagen die Kazon auf der Lauer, bereit, loszuschlagen, die Phalanx nach dem bevorstehenden Tod des Fürsorgers zu okkupieren. Und das konnte ich schlicht und ergreifend nicht zulassen.

Mir ist klar, dass es bis zum heutigen Tag eine Menge Leute gibt, die glauben, ich hätte damals einen schweren Fehler begangen, als ich entschied, die Phalanx zu zerstören. Dem will ich hier in aller Entschiedenheit entgegentreten. Den Kazon Zugang zu ihnen zu gewähren, wäre darauf hinausgelaufen, die Ocampa den Wölfen zum Fraß vorzuwerfen. Es wäre eine zutiefst inhumane Handlung gewesen, die ihr Schicksal als Volk besiegelt hätte. Ich hatte eine sehr genaue Vorstellung davon erhalten, wozu die Kazon fähig waren. Sie hatten Kes schwere Gewalt und Qualen angetan, und Neelix hatte uns in aller Deutlichkeit dargelegt, welche Wildheit und Aggressivität die Kazon auszeichnete.

Ich wusste also, worum es ging: Wenn wir es ihnen gestatteten, die Phalanx zu kontrollieren und dadurch die Ocampa zu erreichen, würden die Kazon ihnen und ihrer Welt exakt das antun, was die

Cardassianer Bajor angetan hatten. Ich war lange genug im Dienst gewesen, um mit den Konsequenzen des cardassianischen Imperialismus konfrontiert zu werden. Sie würden den Planeten aller Ressourcen berauben und seine Bevölkerung versklaven. Die Ocampa würden die schlimmsten Erniedrigungen und Entmündigungen erleiden, die man einer Spezies antun konnte. Aufgrund dessen, was ich gesehen hatte, ahnte ich, was passieren würde.

Ich konnte keine ganze Spezies verdammen, damit nicht einmal zweihundert bipedale Humanoiden aus dem Alpha-Quadranten wieder nachhause kamen. Ich weiß, dass viele auf dem Schiff – und viele in der Heimat – das nicht so sahen. Damals warnte mich Tuvok, dass diese Entscheidung womöglich gegen die Oberste Direktive verstieß, das Machtgleichgewicht in dieser Region des Weltraums veränderte. Doch hier ging es nicht bloß um eine wichtige Direktive, nein, es ging um das Wesen und das grundlegende Selbstverständnis der Sternenflotte: Leben zu behüten, dem Humanismus treu zu bleiben. Dafür sind wir angetreten, darauf haben wir einen Eid geschworen.

Und meines Erachtens war es fragwürdig, auf die Oberste Direktive zu verweisen. Denn wir waren in diese Situation hineingezwungen worden; wir hatten sie nicht aus eigenen Stücken gewählt. Da wir

die Schritte, die zu diesem Punkt geführt hatten, nicht kontrolliert hatten, waren wir in eine verantwortungsvolle Situation wider Willen geraten. Mochten wir uns auch nicht freiwillig eingemischt haben, konnten wir uns dieser Verantwortung nicht mehr entziehen.

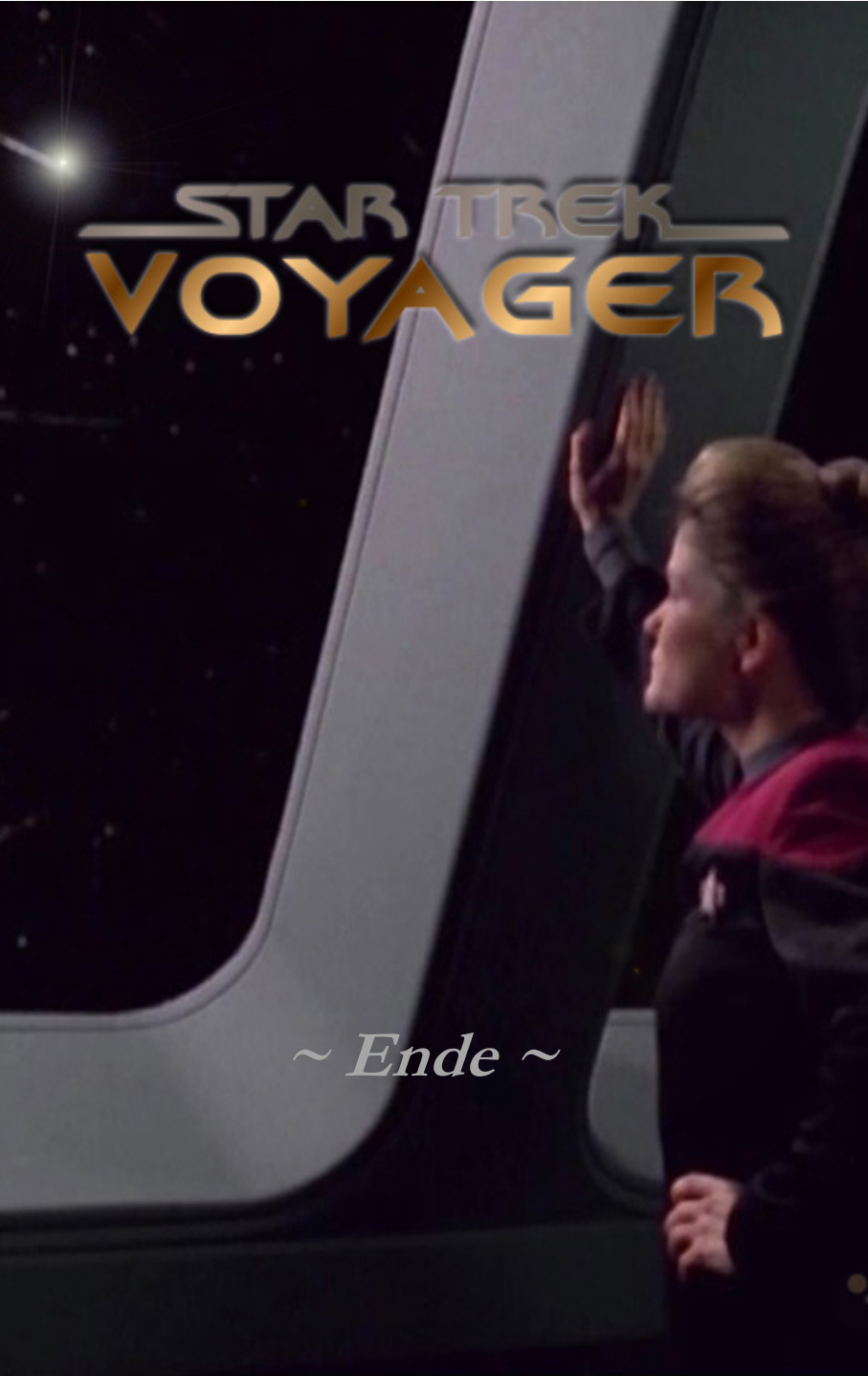
Natürlich hätte ich die *Voyager* an diesem Tag zurück nachhause bringen können. Doch ich wäre kein Sternenflotten-Offizier mehr gewesen; nichts, wofür diese Uniform steht, wäre in meinen Augen noch übrig geblieben. Daher war es für mich nie wirklich um eine Wahl gegangen. Vermutlich hätte ich gegenüber meiner Crew früher und offener darüber reden sollen, doch auch so glaube und hoffe ich, dass alle die Bedeutung und Tragweite dieser Entscheidung verstanden haben.

Niemand von uns ist damals der Sternenflotte beigetreten, um den einfachen Weg zu wählen oder stumpf Regeln de jure zu befolgen. Wir wurden ausgebildet, um eines Tages eigenständige Entscheidungen zu treffen, nach bestem Wissen und Gewissen. Und genau das war solch ein Tag. Es war womöglich der wichtigste Tag in meinem Leben als Captain der Sternenflotte; der Tag, der alles andere definierte. Ich werde ihn bis ans Ende meines Lebens nicht vergessen. Und auf die eine Verantwortung den Ocampa gegenüber folgte die nächste

Verantwortung, der ich mir stets bewusst war: Die *Voyager* heimzubringen, komme, was wolle. >>

- aus der Autobiografie von Kathryn Janeway,

erschienen im Jahr 2390



~ Ende ~

Bemerkung zum
Urheber- bzw. Markenrecht:

Star Trek™ und sämtliche verwandten Markennamen sind eingetragene Warenzeichen von CBS Studios Inc. und Paramount Pictures. Der vorliegende Roman verfolgt kein kommerzielles Interesse, sondern wurde ausschließlich zu privaten Zwecken geschrieben. Der Autor verdient mit dieser Veröffentlichung kein Geld und respektiert geltendes Urheber- bzw. Markenrecht.

STAR TREK
VOYAGER
ALMOST MORNING

Dieser Band erzählt Vorgeschichte, Hintergründe sowie ergänzende Szenen zum *Voyager*-Pilotfilm *„Der Fürsorger“*. Mit dieser Erweiterung der Geschichte rund um den Auftakt der *Voyager*-Odyssee quer durch den Delta-Quadranten sollen Charaktere vertieft, Lücken geschlossen und Zusammenhänge verdeutlicht werden.

Viel Freude dabei!

Paramount
A VIACOM COMPANY
a creation of STC universe